

Flashback in die 50er? Oder hin zu einer geschlechtsneutralen Zukunft? Der Großteil von Care-Arbeit bleibt zumindest heute noch an Frauen hängen. Es ist Zeit, die schöne Fassade bröckeln zu lassen
Foto: Weronika Gesicka, Untitled #23, von der Serie TRACES, 2015–201
Courtesy Jednostka Gallery

Mythos Liebe

Erziehen, Zuhören, Pflegen – die einen nennen es Liebe, die anderen unbezahlte Arbeit. Nach wie vor sind es vor allem Frauen, die sie übernehmen. Wie kann eine Gesellschaft aussehen, die das Sorgen revolutioniert? Ein Dossier zum feministischen Kampftag

Abends nach acht Stunden im Büro nach Hause kommen, dann erst mal aufräumen. Essen machen für die Kinder, den alten Vater anrufen und im Kopf schon durchgehen, wann der Arzttermin der Kleinsten morgen früh ist. Die Wäsche liegt immer noch im Bad. Oder: die Nachtschicht im Pflegeheim, zum dritten Mal hintereinander. Zu zweit für 80 Bewohner:innen zuständig, Pausen? Wenns vorbei ist. Oder: Die Freundin hat sich ein Bein gebrochen. Einkäufe in den fünften Stock bringen, putzen, Fahrdienste organisieren. Und zuhören.

„Sie nennen es Liebe, wir nennen es unbezahlte Arbeit“, schrieb die Philosophin Silvia Federici schon 1975. Care-Arbeit, Sorge, Fürsorge: Sie wird privat wie beruflich häufig von Frauen erledigt. Mehr als 80 Prozent der bezahlten Pflegekräfte in Deutschland sind weiblich. Historisch gewachsen sind Berufe, die mit Kümern zu tun haben, deutlich

schlechter bezahlt als andere. Im Schnitt erledigen Frauen zudem doppelt so viel unbezahlte Care-Arbeit wie Männer. Die Lohn- und Rentenlücke zwischen den Geschlechtern ist deswegen groß. Gibt ein Mann Erzieher als Karriereziel an, gilt er als weniger ambitioniert als derjenige, der Informatiker angibt. Wie sehr die Care-Krise mit jeder und jedem Einzelnen von uns zu tun hat, hat die Coronapandemie eindringlich gezeigt.

Oft ist Sorgearbeit unsichtbar. Sie sichtbar zu machen, um Grenzen, Bezahlung, Anerkennung oder auch die Frage zu diskutieren, wie wir Care gesellschaftlich sinnvoller organisieren – das ist eine Idee dieses Dossiers zum 8. März. Wie kann eine Gesellschaft aussehen, die das Kümern revolutioniert?

Dass es von der Sorge zur Fürsorge nur ein kurzer Weg ist, wird in diesen Tagen des Ukrainekriegs besonders deutlich

Patu und Antje Schrupp beschreiben in einem Comic die Geschichte des Care-Begriffs, eine Grafik zeigt die ökonomischen Realitäten. Ein Paar mit zwei Kindern diskutiert, wann Arbeit anfängt und wo sie aufhört: Ist Memory-Spielen Arbeit? Im Interview spricht die Philosophin Cornelia Klinger darüber, warum sie Sorge als Lebenseinstellung versteht. Unsere Redakteurin Barbara Dribbusch ist einer Facebook-Gruppe von Menschen in Pflegeberufen beigetreten: In deren Chat geht es um Arbeitsbelastung ebenso wie um die Frage, wie den Pflegenden der Alltag verschönert werden kann. Manuela Heim hat eine Person mit Behinderung und 24-Stunden-Assistenz begleitet. Und unsere Autorin Kirsten Achtelik beschreibt, wie sie es nach ihrer Brustkrebsdiagnose schafft, für sich

selbst zu sorgen. Im Essay fragt Ciani-Sophia Hoeder, ob Fürsorglichkeit und Wut ein Widerspruch sind. Und unsere Reporterin Judith Poppe beschreibt globale Betreuungsketten am Beispiel Israel: Was, wenn Care ausgelagert wird und sich die eigene Mutter in einem anderen Land um fremde Menschen kümmert?

Dass es von der Sorge zur Fürsorge nur ein kurzer Weg ist, wird in diesen Tagen besonders deutlich: Viele Menschen sorgen sich um Menschen in der Ukraine und wollen etwas tun. Der Frage, wie Solidarität organisiert wird, sind Sophie Fichtner und Anne Fromm am Beispiel ukrainischer Frauen nachgegangen. Sich umeinander kümmern kann Widerständiges haben – gerade jetzt.

Patricia Hecht, Nicole Opitz, Luise Strothmann, Nadine Torneri und Sonja Trabandt

Mehr Care gibts im taz Talk am 7. 3. um 19 Uhr: taz.de/caretalk

selbst zu sorgen. Im Essay fragt Ciani-Sophia Hoeder, ob Fürsorglichkeit und Wut ein Widerspruch sind. Und unsere Reporterin Judith Poppe beschreibt globale Betreuungsketten am Beispiel Israel: Was, wenn Care ausgelagert wird und sich die eigene Mutter in einem anderen Land um fremde Menschen kümmert?

Dass es von der Sorge zur Fürsorge nur ein kurzer Weg ist, wird in diesen Tagen besonders deutlich: Viele Menschen sorgen sich um Menschen in der Ukraine und wollen etwas tun. Der Frage, wie Solidarität organisiert wird, sind Sophie Fichtner und Anne Fromm am Beispiel ukrainischer Frauen nachgegangen. Sich umeinander kümmern kann Widerständiges haben – gerade jetzt.

Patricia Hecht, Nicole Opitz, Luise Strothmann, Nadine Torneri und Sonja Trabandt

Mehr Care gibts im taz Talk am 7. 3. um 19 Uhr: taz.de/caretalk

Anzeige

SORGEARBEIT IST MEHRWERT

Wir wünschen einen kämpferischen 8. März –

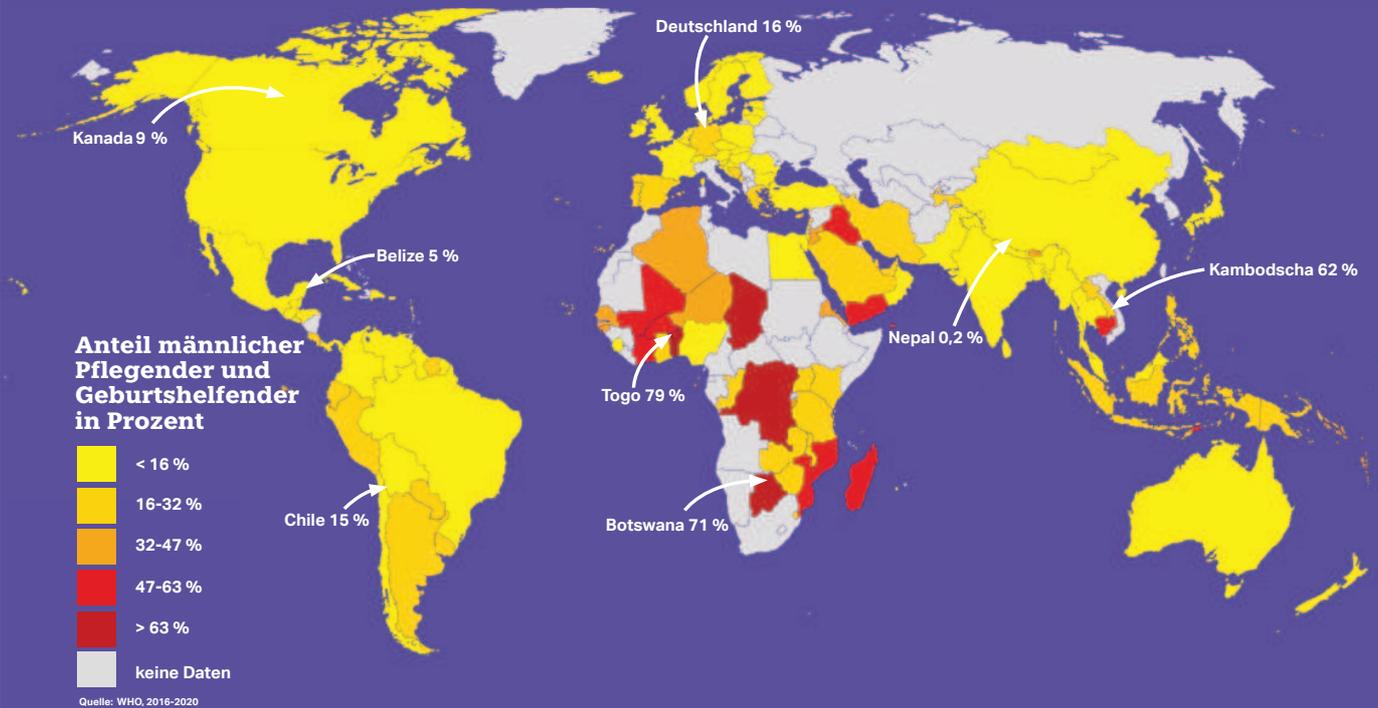
im Betrieb, auf der Straße, Zuhause und im Parlament.

DIE LINKE.
IM BUNDESTAG



Care in Zahlen

Von Nicole Opitz (Recherche) und Sonja Trabant (Grafik)



Gender Care Gap durchschnittlich 52,4 %

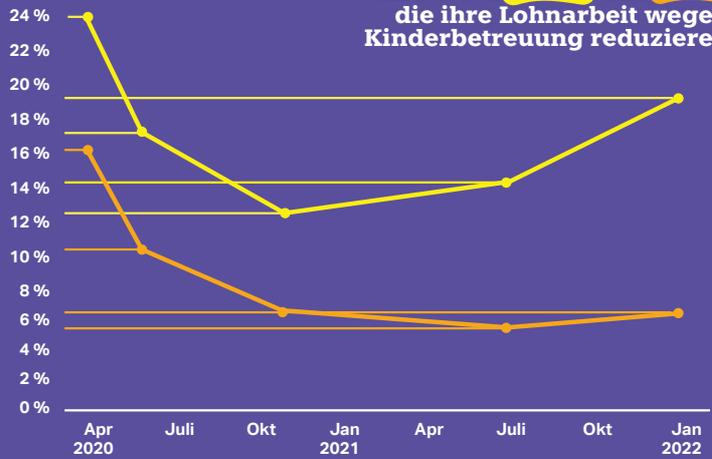


Gender Care Gap bei 34-Jährigen 110,6 %

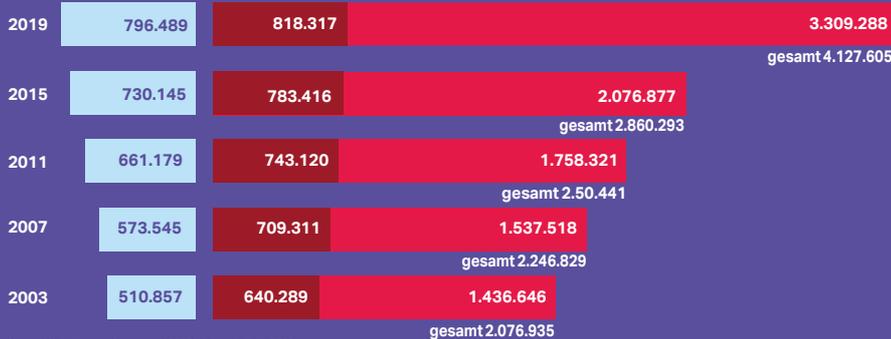


Quelle: dritte repräsentative Zeitverwendungserhebung von 2012 und 2013 des Statistischen Bundesamtes

Anteil der Mütter und Väter, die ihre Lohnarbeit wegen Kinderbetreuung reduzieren



Beschäftigte in Pflegeeinrichtungen Anzahl der Pflegebedürftigen in Heimen und zu Hause



38,3 %

der Beschäftigten in Pflegeeinrichtungen überlegen ihren Beruf aufzugeben

Fragebögen von 2.689 Pflegenden wurden ausgewertet
Quelle: Gräcke, Johannes et al. 2022

Alle Erhebungen erfolgten binär

Ist Spielen auch Arbeit?

Ein Paar will sich die Carearbeit gerecht aufteilen. Aber was bedeutet das: fifty-fifty?



Wer räumt auf, wer bringt das Kind ins Bett – und wer kocht und spült und wäscht und putzt und kauft ein und packt den Koffer, ohne die Bodys zu vergessen?

Von Hedi und Johan Kehr (Text) und Julia Zimmermann (Foto)

Er: Wir sind seit neun Jahren ein Paar, seit sieben Jahren wohnen wir zusammen. Wir kamen beide aus WGs und uns war klar, dass wir keinen festen Putzplan mehr wollten. Wir dachten, zu zweit brauchen wir das nicht.

Sie: Wir kannten die Studien, dass Frauen, selbst die, die Vollzeit arbeiten, mehr im Haushalt tun als ihre Vollzeit arbeitenden Männer. Wir waren uns einig, dass das bei uns anders sein würde. Wir wollten die Hausarbeit fifty-fifty aufteilen, ohne mit der Stoppuhr zu messen. Ich habe trotzdem nach dem Fußbodenwischen die Stühle länger auf dem Tisch stehen lassen, um zu zeigen: Hier wurde gerade geputzt! Albern, aber es ist nun mal so: Hausarbeit ist unsichtbar. Dreck sieht man, keinen Dreck sieht man nicht.

Er: Heute, fünf Jahre und zwei Kinder später, ist jeder Tag der Versuch, das Chaos zu bändigen.

Sie: Seit wir Kinder haben, hat sich unser Alltag radikal verändert. Unser Anspruch macht es zusätzlich schwer. Denn gerecht bedeutet eben auch: ganz viel reden, planen, aushandeln. „Wer holt heute die Kinder?“, „Kannst du in der Zeit einkaufen?“, „Montag ist Fasching in der Kita, wir sollen Kuchen mitbringen.“ Wir haben gleich viel Elternzeit genommen, aber die Aufgaben fifty-fifty aufzuteilen haben wir irgendwann gelassen, damit wir uns nicht immer absprechen müssen. Ich mache jetzt fast immer die Wäsche, Johan kauft fast immer ein.

Er: Vielleicht ist es ein mathematisches Problem: Kopfrechnen im Zahlenraum über 1.000 ist einfach kompliziert. Jeden Tag fallen zehntausend kleine Arbeiten an und vieles davon könnte ein Roboter besser erledigen. Aber es gibt keinen Roboter. Wenn ich es nicht mache, macht es Hedi.

Sie: Irgendwann sind wir auf eine App gestoßen, die eigentlich WG-Haushalte managen soll. Man trägt ein, welche Aufgaben zu erledigen sind und wer am Ende der Woche die meisten Sterne gesammelt hat, der ... ja, was eigentlich? Ist der bessere Mitbewohner? Kann sich nächste Woche ausruhen? So genau haben wir das nicht definiert. Aber wenn da am Ende der Woche stand, dass ich die Rangliste anführe, fühlte ich mich gut.



Ich saß im Wartezimmer, da vibrierte mein Handy. Hedi hatte die Wohnung gesaugt und das Klo geputzt. Dafür gab es Punkte. Für den Kinderarztbesuch nicht

Er: Unser sportlicher Ehrgeiz war geweckt, die Wohnung viel sauberer als vorher. Meistens gewann Hedi, aber knapp. Dann fing die App an zu nerven: Einmal saß ich im überfüllten Wartezimmer beim Kinderarzt, Babys schrien, ich schwitzte in meiner dicken Jacke mit Baby vorm Bauch und wartete, bis wir endlich drankamen, da vibrierte mein Handy. Hedi hatte den Müll runtergebracht, die Wohnung gesaugt, das Klo geputzt. Dafür gab es Punkte. Für den Kinderarztbesuch nicht.

Sie: In unserem Recheneifer wurde alles zur Aufgabe, auch auf den Spielplatz gehen. Irgendwann haben wir uns gefragt: Wo fängt Arbeit eigentlich an? Und was ist mit den Aufgaben, die sich nicht so leicht zählen lassen? An den Geburtstag von X denken? Bemerken, dass die Gummistiefel vom Kind zu klein geworden sind?

Er: Klar, man könnte die Aufgabe „Kinderarzt“ oder „Geburtstagsgeschenk“ in der App hinzufügen. Aber wir wollen nicht unser ganzes Leben zählbar machen, und wir hängen eh schon zu viel am Handy.

Sie: Unser Alltag wurde zum Wettbewerb. Wenn Johan einkaufen gegangen ist, erschien auf meinem Display: „Yeah! Jo-

han hat die Aufgabe ‚Einkaufen‘ erledigt.“ Ich dachte mir dann nicht „Yeah“, sondern entweder „Na endlich“, oder „Mist, ich muss auch mal wieder“. Mit der App und dem Anspruch, alles ganz genau aufzurechnen, stieg der Druck in unserer Beziehung.

Er: Wenn selbst Memory spielen mit meinen Kindern Arbeit ist, dann ist mein ganzes Leben Arbeit, außer wenn ich schlafe. Das will ich nicht.

Sie: Eine Freundin von mir, die ein fünfmonatiges Baby zu Hause hat, lässt ihren Mann mit einer App die Minuten tracken, die er mit dem Kind verbringt. Wenn er auf fünf Stunden täglich kommt, haben sie ihr gemeinsames Ziel erreicht. Verrückt! Und trotzdem rechne auch ich immer noch auf: Wie oft hat Johan diese Woche die Kinder abgeholt? Rechnen nervt, es ist kleinlich und sät Misstrauen in einer Beziehung. Aber ich glaube langsam, es geht auch nicht ganz ohne. Das ist wie mit den Quoten: super unsexy, niemand will die Quotenfrau sein. Aber ohne Quoten kommen Frauen seltener nach oben.

Er: Oft ist es auch schwierig, die Hausarbeit gerecht aufzuteilen, weil wir unterschiedliche Bedingungen bei unserer Lohnarbeit haben. Wir arbeiten zwar gleich viel, aber Hedi kann häufiger Homeoffice machen und hängt dann die Wäsche auf. Ist das unfair?

Sie: Wenn wir in unserer Beziehung nicht wenigstens grob überschlagen, wer wie viel macht, dann können wir nicht wissen, ob wir annähernd fifty-fifty aufteilen.

Er: Rechnen muss sein. Aber als wir noch zu zweit waren, konnten wir uns richtig doll darüber streiten, ob zum Badputzen auch gehört, die Kacheln hinter der Wanne zu schrubben. Jetzt machen wir beide so viel Hausarbeit, dass wir keine Kraft mehr dafür haben. Ich weiß nicht, ob das jetzt ein gutes Zeichen ist.

Sie: Und dann sind da noch die Aufgaben, die sich nur schwer in Minuten aufrechnen lassen. Der Mental Load, also immer alles auf dem Schirm zu haben, zum Beispiel beim Verreisen. Wenn wir wegfahren, bin ich es, die die Klamotten für die Kinder und für mich packt. Meist beginne ich Tage vorher,

das zu planen: Wann wasche ich was, damit es rechtzeitig trocken? Am Ende wirft Johan vier Unterhosen, drei T-Shirts und eine Hose für sich in den Koffer. Dann werde ich wütend, kiefelmalend-herzasend-wütend.

Er: Wenn ich am Abend vor der Abreise sage, ich packe jetzt mal für mich und die Kinder, sagt Hedi: „Hab ich schon“.

Sie: Einmal hat Johan das Packen übernommen. Als wir ankamen, fehlten die Bodys für unsere Tochter. Es war kalt, die Läden waren wegen der Feiertage geschlossen. „Ist doch egal“, hat Johan gesagt, „wir haben genug andere Sachen mit“. Aber darum geht es mir nicht. Mir hat das geinget: Wenn ich nicht selber darum kümmere, geht es schief. Noch am selben Abend habe ich bei Ebay-Kleinanzeigen Bodys eingekauft. Am Ende habe also doch wieder ich dafür gesorgt, dass unsere Kinder warm angezogen sind.

Er: Wenn es Winter wird, greift Hedi in eine Kiste und holt einen passenden Schneeanzug, Handschuhe, Mützen hervor, die sie schon im September gekauft hat. Ich würde unsere Kinder einen oder zwei Tage mit einer zu dünnen Jacke in die Kita schicken und dann hektisch etwas kaufen. Was ist richtig? Darf Hedi ihren Anspruch, wie eine Aufgabe zu erledigen ist, auf

mich übertragen? Oder mache ich es mir bequem, weil Hedi es schon längst erledigt hat, wenn ich es tun will? Ich finde, es darf schon eine Rolle spielen, ob einem eine Aufgabe Spaß macht. Hedi kauft gern Klamotten. Ich mag Kochen und lese mir gern Testberichte von Kühlschränken durch (das klingt aufgeschrieben noch beschwerter, als es sowieso ist).

Sie: Auch deswegen, weil es ein Klischee ist. Ein Genderstereotyp, das wir doch eigentlich bekämpfen wollten. Damit unsere Kinder nicht denken: Frauen gehen gerne shoppen und Männer bohren gern Löcher in die Wand. Aber wenn ich jetzt auch noch den Anspruch hätte, zu handwerken, damit meine Kinder wissen, Frauen können das auch, dann würde ich durchdrehen.

Er: Mittlerweile haben wir die App abgeschafft, wir rechnen und diskutieren weniger über Hausarbeit. In vielen Dingen sind wir mittlerweile eingespielt. Und wir haben einen Teil der Hausarbeit ausgelagert. Alle zwei Wochen kommt E., unsere Putzhilfe. Das ist der beste Tag.

Sie: Wir bezahlen unsere Putzhilfe ordentlich, sie finanziert sich damit ihre Ausbildung, aber es ist natürlich kein Zufall, dass E. eine Frau ist und keinen deutschen Pass hat. Am

Jahresende geben wir ihr mehr Trinkgeld als dem Zeitungsausbringer. Weil wir sie persönlich kennen oder weil wir ein schlechtes Gewissen haben?

Er: Mehr Homeoffice und die Auslagerung von Hausarbeit an eine Migrantin – dürfen wir uns damit zufriedengeben? Ich muss oft an ein Interview mit der Scheidungsanwältin Helene Klaar denken. Sie sagt über das Geheimnis ihrer langjährigen Beziehung: „Außerdem haben mein Mann und ich feste politische Überzeugungen und sind der Meinung, dass an allem wirklich Schlechten der Kapitalismus schuld ist. Daher lassen wir uns nicht gegeneinander hetzen.“

Sie: Es hilft natürlich, wenn sich beide einig sind, dass am Ende der Kapitalismus schuld ist. Andererseits gehört zur Wahrheit auch, dass wir uns leisten könnten, weniger Lohnarbeit zu leisten, um weniger Stress zu haben. Aber wir arbeiten beide viel und meistens gern. Zumindest teilweise ist also der Stress in unserem Leben selbstgewählt.

Weil die Autor*innen nach investigativen Recherchen in der Vergangenheit bedroht wurden, schreiben sie diesen Text mit Informationen über ihr Privatleben unter Pseudonym.

Anzeige



FRAUEN WOLLEN TEILEN. Männer, übernehmt mehr von der unbezahlten Haus- und Familienarbeit!

WANDEL IST WEIBLICH!
www.gew.de



Sharon Austria und ihre Tochter Aira in Tel Aviv. Aira nannte die Arbeitgeber*innen ihrer Mutter Oma und Opa

Sechs Tage die Woche, rund um die Uhr Sharon Austrias Mutter verließ die Philippinen, um in Israel zu pflegen. Austria tat später dasselbe. Wie entscheidet sich ihre Tochter?

Aus Israel **Judith Poppe** (Text) und **Mareike Lauken** (Fotos)

Sharon Austria weinte, als sie ihre Mutter Glory zum Flughafen brachte. Sie war 16 Jahre alt, ging in die neunte Klasse in einer Schule in Santiago City, einer mittelgroßen Stadt der Philippinen, etwa sieben Autostunden von Manila entfernt. Um das Geld für das Studium von Sharon Austria und ihren vier jüngeren Brüdern aufzubringen, hatte ihre Mutter beschlossen, als Pflegekraft im Ausland zu arbeiten. Israel hatte gerade den Markt für ausländische Arbeitskräfte geöffnet, und Glory versuchte ihr Glück. Als sie hinter den Kontrollen des Flughafens verschwand, wusste Sharon Austria, dass sie von nun an auf sie würde verzichten müssen.

Auch ihre Mutter weinte in den nächsten Jahren im 9.000 Kilometer entfernten Israel oft. Sharon Austria wusste mitunter, wann genau. Normalerweise rief die Mutter an ihrem freien Tag an, von den blauen öffentlichen Telefonzellen aus. Die wurden jeden Schabbat regge von den ausländischen Arbeitskräften genutzt, um mit ihren weit entfernten Liebsten zu sprechen. Manchmal jedoch klingelte das Telefon auch unter der Woche. Dann hatte Glorys Arbeitgeberin sie nachts weinen gehört und ihr erlaubt, für fünf Minuten vom Festnetz aus zu telefonieren.

Auf den Philippinen machte derweil Sharon Austria ihren jüngeren Brüdern das Frühstück, brachte den Kleinsten zum Kindergarten, später zur Schule. „Es war, als sei ich plötzlich selbst Mutter geworden“, erinnert sie sich. „Aber die Erfahrung hat mich auch zäh gemacht. Mit vier jüngeren Brüdern und einem Vater musste ich stark sein.“ Die Durchsetzungskraft, die sie damals lernte, kommt ihr heute zugute: im Kampf für die Rechte von Arbeitsmigrant*innen.

28 Jahre später bestellt Austria, die heute 43 ist, einen Pfefferminztee in einem Café im Zentrum von Tel Aviv. Wie ihre Mutter damals arbeitet nun auch sie selbst in Israel. Sie zieht es vor, ihre Geschichte im Café zu erzählen, nicht bei sich zu Hause. Denn sie lebt mit abgelaufenem Visum in Israel. Nur eine Handvoll engster Vertrauter weiß, wo sie wohnt.

Careworker*innen von den Philippinen, aus Indien und Thailand sind fester Bestandteil der Gesellschaft in Israel, was am Straßenbild zu sehen ist. Etwas mehr als 67.000 von ihnen arbeiten derzeit im israelischen Pflegesektor, rund 11.000 von ihnen mit abgelaufenem Visum. Da nahezu alle ausländischen Pflegekräfte über den Luftweg ein- und ausreisen, ist diese Zahl für Israel recht genau nachvollziehbar.

Sie schieben ältere Frauen und Männer in Rollstühlen durch die Straße, sitzen neben ihnen auf Bänken in der Sonne. Die Arbeitsbedingungen sind extrem hart, die Carearbeiter*innen erhalten etwas mehr als den

Mindestlohn. Der liegt in Israel derzeit bei umgerechnet 1.500 Euro monatlich. Dafür müssen sie in der Wohnung der zu pflegenden Personen leben und kümmern sich sechs Tage die Woche rund um die Uhr um deren Bedürfnisse. In der Regel ist es schwer, mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Die meisten haben Angst, etwas von sich preiszugeben. Denn nicht nur sind die Arbeitsbedingungen der migrantischen Pflegekräfte hart – die Gesetze und Regelungen greifen tief in ihre Privatsphäre ein.

Als Austrias Mutter Glory in den neunziger Jahren in Israel arbeitete, durfte sie keine Partnerschaft eingehen und keine Kinder kriegen, sonst hätte sie ihr Visum verloren. 2006 bezeichnete das Oberste Gericht im Land diese Politik als „moderne Sklaverei“ und hob das Verbot auf, Kinder zu bekommen. Die Zustimmung der zu betreuenden Person, dass das Baby gemeinsam mit der Arbeitgeber*in und der Mutter in der Wohnung leben kann, braucht es dennoch. Alternativ muss eine Rund-um-die-Uhr-Betreuung für das Kind sichergestellt sein – bei dem Gehalt ein Ding der Unmöglichkeit. Das Verbot, eine Partnerschaft einzugehen, wurde aufrechterhalten.

Israelische Gesetze greifen tief in die Privatsphäre der migrantischen Arbeitskräfte ein

„Auf dem Boden der Tatsachen hat sich wenig für die migrantischen Pflegekräfte verändert“, sagt Sigal Rosen, Koordinatorin bei der Hotline für Flüchtlinge und Migranten. „Noch immer sind die Arbeitnehmer*innen von ihren Arbeitgeber*innen abhängig.“ Rund zwanzig Prozent der Pflegekräfte könnten den Arbeitgeber nicht wechseln, ohne Verhaftung und Abschiebung ausgesetzt zu sein, sagt sie. Diejenigen etwa, die bereits länger als fünf Jahre in Israel arbeiten. Das ist die Zeit, die erlaubt ist – außer die Arbeitgeber*innen leben länger als fünf Jahre. So arbeiten viele fast ihr gesamtes Erwachsenenleben für eine*n Arbeitgeber*in. Sobald diese*r stirbt, werden sie aufgefordert, Israel zu verlassen.

Für Austria, die mit ihrem Partner und ihren zwei Kindern zusammenlebt, ist klar, dass die Gesetze falsch sind und nicht etwa sie. „Lieber entspreche ich nicht dem Gesetz als mein Leben lang allein zu leben, ohne Familie“, sagt die zierliche Frau und wischt ihre halblangen braunen Haare aus dem Gesicht. „Ich bin doch keine Arbeitsmaschine.“

Im Januar 2003, zehn Jahre nachdem sie ihre Mutter zum Flughafen gebracht hatte,

landete Austria selbst am Ben-Gurion-Flughafen in der Nähe von Tel Aviv. Auch die damals 26-Jährige sah sich gezwungen, im Ausland zu arbeiten – trotz des Bachelors in Krankenpflege, den sie mittlerweile in der Tasche hatte. „Als Krankenschwester verdient man auf den Philippinen etwa 500 Dollar monatlich. Damit kommt man alleine irgendwie durch. Eine Familie kann man davon nicht ernähren“, sagt sie und zündet sich eine Zigarette an.

Als sie landete, war sie aufgeregt. Weniger wegen ihres neuen Lebens in einem Land, das sie nicht kannte. Sondern vor allem, weil sie ihre Mutter wiedersehen würde. Die Entfremdung war größer als gedacht. Als Glory ihrer Tochter zum Empfang stolz eine Fischsuppe aus seltenem und teurem Fisch vorsetzte, wurde Austria traurig. „Wir haben am Telefon über Schulnoten und Gesundheit gesprochen, doch ein großer Teil unseres Lebens ist an meiner Mutter vorbeigegangen“, sagt sie. Sie hasst Fischsuppe.

In den folgenden zwei Jahren, die sie gemeinsam in Israel verbrachten, trafen sie sich für gewöhnlich am Schabbat, Glorys freiem Tag, in der Wohnung von Sharon Austrias Arbeitgeberin. Austria kümmerte sich während dieser Treffen weiter um sie. „Ich konnte sie nicht alleine lassen, sie konnte ja nicht alleine laufen.“

Austria wusch sie, kochte für sie, brachte sie zur Toilette. Die alte Frau war Holocaustüberlebende. „Wenn sie in der Nacht Alpträume hatte und schrie, kam ich zu ihr ans Bett. Manchmal weckte ich sie und beruhigte sie, gab ihr etwas zu trinken.“

Fast ein Jahr lang hatte Austria keinen freien Tag. „Es kam mir entgegen, denn ich wollte meiner Mutter ja das Geld für die Vermittlungsgagentur zurückzahlen“, sagt sie. Ohne Vermittlungsgagentur kein Visum. 5.000 Dollar hatte die Mutter für sie ausgelegt, eine horrend Summe für die beiden.

Die Philippinen sind eines der Länder, aus denen sich die meisten Menschen aufmachen, um woanders in der Welt zu arbeiten. Auf mehr als zehn Millionen schätzte die UN 2016 die Anzahl von philippinischen Arbeitskräften, die legal oder illegalisiert im Ausland arbeiten. Das ist fast ein Zehntel der Gesamtbevölkerung. 2019 schickten die philippinischen Arbeitsmigrant*innen umgerechnet 29 Milliarden Euro in den Inselstaat. Zwar bestreite die philippinische Regierung, dass sie Arbeitskräfteexportpolitik betreibt. Doch bereits seit den 1970er Jahren gibt es verschiedene Regierungsbehörden, die sich um die Bedürfnisse von im Ausland arbeitenden Philippinas und Philippinos kümmern.

Arbeitsmigration von Pflegekräften ist ein globales Phänomen. Weltweit arbeiten migrantische Pflegekräfte, zumeist Frauen, in der Gesundheitsversorgung und stützen Länder, die unter knapper Pflegever-

Anzeige



sorgung leiden. In keinem anderen OECD-Land gibt es so viele ausländische Arbeitskräfte in der Langzeitpflege wie in Israel. Mehr als neunzig Prozent der zu Hause beschäftigten Pflegekräfte sind in diesem Land Ausländer*innen. Zum Vergleich: In Deutschland sind es etwas mehr als zehn Prozent. Angesichts der steigenden Lebenserwartung in reichen Ländern dürfte sich der Trend, in diesem Niedriglohnsektor auf migrantische Arbeitskräfte zurückzugreifen, in den nächsten Jahren verstärken.

„Meine Mutter und ich konnten die Zeit, die wir nicht zusammen verbracht haben, nicht zurückholen“

Sharon Austria

rer Arbeitgeberin. Ihre Arbeitgeberin war gerade gestorben. Sie musste umgehend eine neue Arbeitgeberin finden, sonst würde ihr Visum ungültig. Die Beerdigung ihres Vaters auf den Philippinen fand ohne sie statt.

Ihre Mutter kam nicht mehr nach Israel zurück. Stattdessen zog sie als Pflegekraft weiter in die USA. „Meine Mutter und ich konnten all die Zeit, die wir nicht zusammen verbracht haben, nicht zurückholen“, sagt Austria rückblickend. „Auch nicht in der Zeit, die wir zusammen in Israel verbracht.“ Ihre Stimme klingt traurig, aber auch abgeklärt. „Ich hatte ja schon mein eigenes Leben.“

Austrias Partner Marc, den sie auf den Philippinen kennengelernt hat, kam ein Jahr nach ihrer eigenen Emigration nach Israel, ebenfalls als Pflegekraft. Dass die beiden ein Paar waren, durften die Behörden nicht erfahren, weil Arbeitsmigrant*innen wie beschriebene keine Partnerschaft eingehen dürfen. Diese Politik dürfte daran liegen, dass die israelische Regierung befürchtet, die ausländischen Arbeitskräfte könnten sesshaft werden. Eine Befürchtung, die in Israel auch immer mit der Sorge um die jüdische Mehrheit innerhalb des Landes verbunden ist.

2004 fand Austria Beschäftigung bei Leo und Rosemarie Millner. Sie kramt ihr Handy hervor und öffnet Facebook. „Rosemarie ist schon so lange verstorben“, sagt sie, Tränen treten in ihre Augen. „Aber ich bin immer noch mit ihr auf Facebook befreundet.“

„Ich kann stolz behaupten, dass sie neun Jahre länger wegen mir gelebt haben. Kein Essen ist so gut wie deins“, pflegten sie zu sagen.“ Austria ist stolz darauf, ihre Arbeitgeber*innen wie einen Teil ihrer selbst behan-

deln. Als sie laufen konnte, begleitete sie ihre Ersatz-Großmutter Hand in Hand zum Nagelstudio. Und manchmal, wenn Austria kurz in den Supermarkt sprang, blieb Aira bei denen, die sie Großeltern nannte, stibitzte Kekse aus der Dose und brachte damit alle zum Lachen.

Ein paar Jahre nach der Geburt ihrer Tochter begann Austria, sich politisch zu engagieren. 2009 erklärte Yaakov Ganot, der neue Chef der Einwanderungsbehörde, alle Kinder von Arbeitsmigrant*innen abschieben zu wollen. Kurz darauf riegelte die Polizei einen Bezirk im Süden Tel Avivs ab, in dem die meisten Arbeitsmigrant*innen mit ihren Familien lebten. Sie kontrollierten alle, die ein und aus gingen. „Alle mit brauner oder schwarzer Haut“, ergänzt Austria. Sie hatte damals noch ihr Visum und war geschützt. „Aber es war so inhuman. Ich dachte die ganze Zeit: Was, wenn dies meinem Kind passiert?“ Sie zeigte sich solidarisch, ging zu Demonstrationen, die zu der Zeit noch in erster Linie von der israelischen Zivilbevölkerung organisiert wurden. Der öffentliche Aufruf, den Ganots Vorgehen ausgelöst hatte, verhinderte schließlich, dass es tatsächlich zu einer Massenabschiebung der Kinder kam.

2017 jedoch begann der Staat erneut, vereinzelt Familien mit ihren Kindern abzuschieben. „Wir beschlossen, dass wir etwas unternehmen müssen. Sonst würden all diese Kinder hier sehr bald abgeschoben.“ Gemeinsam mit anderen betroffenen ausländischen Pflegekräften gründete Austria die Gruppe „United Children of Israel“. Der Name verrät die Forderung der Gruppe: den Kindern, die als Kinder von Arbeitsmigrant*innen in Israel geboren wurden und aufwachsen, die Möglichkeit zu geben, zu bleiben. Austria ist für die Pressearbeit zuständig. Immer wieder macht sie trotz ihres eigenen Risikos Druck beim israelischen Parlament, um Anhörungen durchzusetzen. Organisiert Demonstrationen. Und steht ganz vorne im Kampf von Zehntausenden migrantischer Arbeitskräfte in Israel für menschliche Arbeitsbedingungen.

Papiere hatte Austria 2017 schon nicht mehr: Sie verlor ihr Visum 2013, als ihre Zeit bei den Millners endete – einige Monate nach der Geburt ihrer zweiten Tochter Shivan. Shivan war eine Frühgeburt, die ersten Wochen lag sie im Inkubator. Mit sechs Monaten wog sie gerade mal zwei Kilo. Sie erbrach, wenn sie trank, weil die Organe nicht voll ausgebildet waren, und musste häufig zum Arzt. Es war unmöglich für Austria, sich um ihre Arbeitgeber*innen und ihre Tochter gleichzeitig zu kümmern. Sie setzte ihre Arbeit bei den Millners aus. Nach acht Monaten musste sie ihnen sagen, dass sie die Arbeit nicht wieder aufnehmen könnte. Es war eine traurige Trennung für beide Seiten. Die Familie plante, auf die Philippinen zurückzukehren, als Austria von einem Arbeitgeber ihres Mannes ein Angebot erhielt: Da der Unternehmer die meiste Zeit in Deutschland lebt, könne sie



Sharon Austria zeigt ein Foto ihrer Mutter Glory auf den Philippinen. Enkelin Aira hat ihre Großmutter Glory noch nie persönlich gesehen

nie persönlich gesehen – nur ab und zu auf dem Handybildschirm ihrer Mutter. Dann sagt sie „Schalom“, winkt und widmet sich wieder ihrem Leben in Israel. Airas größte Leidenschaft ist Tanz. „Hiphop. Eigentlich alles“, erklärt sie, macht eine Pause und ergänzt: „Außer Ballett.“ Ihre Hände hält sie abwehrend weit von sich.

Aira beißt in ihr Pistaziencroissant. „Was ich von den Philippinen weiß?“, fragt sie und lacht: „Nichts. Außer, dass das Meer besonders schön sein soll. Und dass es extrem viel Streetfood gibt.“ Sie spricht Hebräisch, in der Sprache fühlt sie sich am wohlsten, auch ihr Englisch ist sehr gut. Tagalog, die am weitesten verbreitete Sprache auf den Philippinen und die Muttersprache ihrer Eltern, verstehen sie und ihre jüngere Schwester, aber sie sprechen sie nicht. „Was sollen wir Tagalog mit ihnen sprechen?“, fragt Sharon Austria. „Sie haben hier niemanden, mit dem sie in dieser Sprache sprechen können, jenseits von uns.“

Mit ihrem hebräischen Jugendslang und ihrer Lebendigkeit wirkt Aira, die seit ihrer Geburt illegalisiert in Israel lebt, wie eine durchschnittliche israelische Teenagerin. Seit 2003 gibt es eine Regelung, dass Kinder zur Schule gehen dürfen – egal, welchen Status sie haben. Doch die Angst vor der Abschiebung in ein Land, das sie noch nie gesehen hat, begleitet sie permanent. Und Angst vor weißen Autos – der Farbe der Autos der Immigrationspolizei. Im Sommer 2019 sah Aira viele davon. Es war die Zeit der wiederholten Wahlen und der Übergangsregierung. Kritiker*innen sagen, das Innenministerium habe die Gelegenheit genutzt, seine Pläne ohne Kontrolle durch die Knesset durchziehen zu können.

Die Inhaftierungen und Abschiebungen passierten nun nicht mehr vereinzelt wie in den Jahren zuvor, sondern in großem Stil. In ihren weißen Vans fuhr die Einwanderungspolizei vor die Häuser von Arbeitsmigrant*innen ohne Visum, drang in die Häuser ein und verhaftete die gesamten Familien inklusive der Kinder.

Für Aira war diese Zeit traumatisch – vor allem, als sie hörte, dass auch ihre eigene Wohnung von der Polizei aufgebrochen worden war. Doch da hatte ihre Mutter schon ihre Koffer gepackt, sie hielten sich vorübergehend bei Bekannten versteckt. Im folgenden halben Jahr schleppten sie ihre Koffer von einer Wohnung zur nächsten, insgesamt waren es 15. Bis die Verhaftungen wieder weniger wurden und eine Freundin für sie die Wohnung fand, in der sie jetzt wohnt.

Aira hat die Kampfeslust ihrer Mutter geerbt und wurde gemeinsam mit ihr aktiv. Sie war auf den Demonstrationen gegen das Vorgehen des Staates dabei, hielt Schilder in die Höhe, auf denen geschrieben stand: „Kein Kind ist illegal.“ Im letzten Dezember sprach sie sogar bei einer Anhörung in der Knesset: „Ich will mich in meinem Zuhause sicher fühlen, will zur Schule gehen, in der Straße laufen und tanzen gehen – ohne Angst. Ich will dort weiter leben, wo ich aufgewachsen bin.“

Doch ihre Angst geht nicht weg. Noch immer dreht Aira manchmal eine zusätzliche Runde, wenn sie sich verfolgt fühlt – um nicht ungewollt preiszugeben, wo sie und ihre Familie wohnt.

Glory, Sharon Austrias Mutter, ist mittlerweile auf die Philippinen zurückgekehrt. Austria wischt über ihr Smartphone. Auf einem Foto lacht Glory, eine Mittsechzigerin mit Hornbrille und schulterlangen brau-

nen Haaren, glücklich der Kamera entgegen, umringt von ihren vier Söhnen, deren Ehefrauen und Enkelkindern. Vor ihnen ein mit frittierten Snacks und Ananas gedeckter Tisch. „Das war letztes Silvester“, erzählt Austria. „Sie war gerade aus den USA zurückgekehrt und hat sich zur Ruhe gesetzt.“ Nach 27 Jahren harter Arbeit in verschiedenen Ländern der Welt ist sie nun wieder bei ihrer Familie.

Austria hat einen ähnlichen Plan für sich selbst. „Ich liebe Israel“, sagt sie. „Aber ich möchte hier nicht alt werden, nicht im Traum.“ Sie sei hergekommen, um ihre Zukunft auf den Philippinen vorzubereiten, für die Zeit, wenn ihre Kinder auf eigenen Beinen stehen. Ihr Plan: ein Stück Land kaufen, eine Wohnung bauen und sich zum Rentenalter niederlassen. Bis dahin kämpft sie dafür, dass ihre Kinder in Israel bleiben können. Damit würde ihnen erspart, in einem Land aufzuwachsen, aus dem sie dann weggehen müssen, um sich ernähren zu können.

Die vierzehnjährige Aira möchte Stewardess werden. Als Flugbegleiterin die Welt sehen und immer wieder nach Israel zurückkommen zu können, das ist ihr Wunsch. Noch ist sie ein bisschen zu klein dafür. „Aber ich wachse ja noch“, sagt sie zuversichtlich. Und wenn das nicht klappt? „Dann werde ich Pflegerin“, sagt sie. Sie sieht zu Frieden aus.



Austrias jüngste Tochter Shivan in der Wohnung der Familie. Nur wenige kennen die Adresse

delt zu haben. Sie bekam die Fürsorge von Leo. Sie haben mich immer unterstützt.“ Sie ließen sie mit ihrem Partner eine eigene Wohnung beziehen. Und als sie mit ihrer ersten Tochter schwanger wurde und ihr Kind bekam – sie hatte eine Krankenversicherung –, halfen sie ihr, das Kind vor der Einwanderungsbehörde geheim zu halten. „Rosemarie wurde meine zweite Mutter“, erzählt Austria. „Wir haben diskutiert und uns gestritten. Aber ich habe nie das Haus verlassen, ohne sie in den Arm zu nehmen.“

Ein Jahr später lernte Sharon Austrias Tochter Aira im Wohnzimmer der Millners

auf seine Wohnung aufpassen. Sie zögerte nicht und nahm aus ökonomischen Gründen an – und wegen ihrer Tochter. Weil sie aber nach mehr als fünf Jahren im Land bei den Millners kündigte, verlor sie ihr Visum und konnte auch kein neues mehr bekommen. Seitdem leben die vier ohne Aufenthaltserlaubnis in Israel.

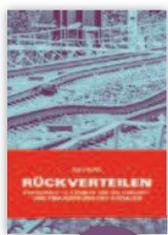
Mittlerweile ist Aira vierzehn Jahre alt. Sie erinnert sich gut an Saba und Safta – Opa und Oma. So nennt sie die Millners, die mittlerweile verstorben sind. Ihre leibliche Großmutter Glory hingegen, die bei ihrer Geburt in den USA arbeitete, hat sie noch

Anzeige

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG
AUSGEWÄHLTE PUBLIKATIONEN



Alejandra Santillana Ortiz, Flora Partenio, Corina Rodriguez Enriquez
«Wenn unser Leben nichts wert ist, dann produziert doch ohne uns»
Feministische Überlegungen zu ökonomischer Gewalt
64 Seiten, Broschur, September 2021
Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/44979



Eva Völpel
Rückverteilen
Verschränkte Kämpfe um die Zukunft und Finanzierung des Sozialen
Luxemburg beiträge Nr. 3
52 Seiten, Broschur, September 2021
ISSN 2749-0939
Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/44972



Michael Reckord
Heißes Eisen
für kaltes Klima?
Wie der Metallverbrauch zur Klimakrise beiträgt und warum wir eine klimagerechte Rohstoffwende brauchen
44 Seiten, Broschur, Januar 2022
Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/45477

Weitere Publikationen unter rosalux.de



WHAT'S LOVE GOT TO DO WITH IT ...?

Text Anja Schrupp
Comic/ Text Patu

Das westliche Konzept von 'Liebe' entstand im 12. Jahrhundert

Du bist mein ich bin dein
Du bist eingeschlossen
in meinem Herzen
verloren ist das Schlüsselchen
Du musst wach für immer
darin bleiben

Minnesänger beschrieben Liebe
als reine Leidenschaft die mit der
Ehe nicht zusammenpasst

Mit Care-Arbeit hat Liebe bei uns nichts zu tun
Kochen Putzen und Waschen ist ganz normale
Arbeit. Höhergestellte Leute delegieren sie an uns
Mausangestellte

Ab dem 19. Jahrhundert definieren staatliche
Familiengesetze die ehelichen Pflichten.

Ab jetzt bekommt mein Ehemann
einen Rechtsanspruch auf meine
Arbeitskraft

Ja ich will!

Zur selben Zeit ändert sich mit der Romantik das Liebesideal

Ich glaub ich liebe dich
obwohl wir verheiratet sind!

Wie schön! Als moderne Frau will
ich beides sein leidenschaftlich
und wohnstunförmig zugleich!

Mit dem Einzug der Liebe in die Familien
verwandelt sich die Fürsorge von Arbeit
in einen Liebesdienst!

Na toll jetzt umsorgen wir aus lauter
Liebe nicht nur unsere Eisenmänner
sondern auch unsere Kinder!

Care-Arbeit zu leisten gilt nun
als Teil der weiblichen Natur!

Frauen die keine Begabung
zur Fürsorge haben leiden
an hormonalen Problemen.

Manche Aktivistinnen ver-
suchen diese Logik zu nutzen
um weibliche Care-Arbeit
gesellschaftlich aufzuwerten.

Jede Frau muss irgendwann in ihrem
Leben einmal Krankenschwester sein
wenn sie für die Gesundheit eines anderen
Menschen verantwortlich ist. Wie groß
und wertvoll wäre die Gesamtheit dieser
Erfahrungen wenn alle Frauen bewusst
darauf nachdenken was eine gute
Krankenpflege ausmacht!

Norance Nightingale (1820-1910)
Krankenschwester und Gesundheitsreformerin

Doch viele sind gegen eine Professionalisierung
von Care-Arbeit weil sie Liebe und Geld für
unvereinbar halten

Eine Frau die Geld für die
Liebe nimmt ist eine Flue!
Die liebende Fürsorge einer
Mutter ist unbezahlbar!

Und was ist mit denjenigen
die mit Sorgenarbeiten ihren
Lebensunterhalt verdienen
(müssen)?

Also proletarische Frauen und
seit den 1980er Jahren
zunehmend Migrantinnen

Das Tabu macht in den 1970er Jahren die internationale feministische Kampagne
Jahr für Hausarbeit zum Thema

**SCHLUSS MIT
GRATIS!**

Wir alle nutzen Hausarbeit
Hausarbeit ist die einzige Sache
die alle Frauen untereinander
verbindet sie ist die einzige
Grundlage auf der wir gemein-
sam unsere Macht entfalten
können die Macht von
Millionen von Frauen

Aktivistin Mariarosa Dalla Costa (geb. 1913)

Auch das romantische Liebesideal und seine Verknüpfung mit Weiblichkeit werden nun
feministisch hinterfragt

Frauen lieben zu sehr

Liebt ist aber besonders aus der Perspektive
marginalisierter Menschen auch eine
Ressource von Macht und Widerstandskraft

Care ist eine Dimension
von Liebe aber für andere
zu sorgen bedeutet nicht
dass wir sie lieben

Autorin und Aktivistin
bell hooks (1952-2021)

Care und Liebe sind auf sehr komplexe Weise miteinander verbunden. Das ist inzwischen
Grundlage vieler feministischer und intersektoraler Initiativen weltweit. In Deutschland
bildet seit 2019 das Netzwerk Care Revolution ein Forum dafür: www.care-revolution.org

**CARE IST EIN
GRUNDRECHT**

**CARE LIEGT IN
GESELLSCHAFTLICHER
VERANTWORTUNG!**

Keine Kriminalisierung
von Sexarbeit!

**ALLE LAGER
ABSCHAFFEN**

Care-Arbeit im Krieg

Leichen identifizieren, Brot backen, Schlafplätze für Geflüchtete suchen – es sind vor allem Frauen, die in der und für die Ukraine Friedensarbeit leisten. Ist Solidarität weiblich?

Von **Anne Fromm** und **Sophie Fichtner** (Text) und **Amélie Losier** (Foto)

Es gehört wohl zum größten Grauen, das Eltern sich vorstellen können: Das Kind wird in den Krieg geschickt und verschwindet. Keine Nachricht mehr, über Wochen, und immer der ungeheure Verdacht, es könnte gefallen sein.

So geht es derzeit vielen russischen Müttern und Vätern, die um ihre Söhne bangen. Sie suchen sie auf Onlineportalen und scannen Kriegsfotos.

Eine Gruppe von Frauen aus der Ukraine und Russland hat es sich zur Aufgabe gemacht, diesen Eltern zu helfen. Laut der deutschen Partnerorganisation identifizieren ukrainische Frauen zurzeit die Leichen russischer Soldaten. Noch wissen sie nicht, wohin mit den toten Körpern. Aber sie sollen zurück nach Hause, zu ihren Müttern. Auch das wollen die Frauen aus der Ukraine organisieren.

Es ist ein kalter Februarabend in Berlin. Vier Frauen aus der Ukraine und Russland sitzen zusammen bei einer Podiumsdiskussion, zwei in Berlin, zwei online zugeschaltet aus der Ukraine, und erzählen von ihrer Arbeit. Die umfasst nicht nur Leichen identifizieren, sondern auch Brot backen. Es ist Friedensarbeit. Weil diese zur Zeit besonders gefährlich ist, steht hier nicht der Name der Initiative, die Frauen tragen nicht ihren echten Namen.

Eine der vier Frauen ist Anastasia Danylenko. Sie lebt in der

Tee und Salamibrote an geflüchtete Ukrainer*innen.

Ganz so eindeutig ist es natürlich nicht. Aber wer sich in der ukrainischen Community in Berlin umhört, bekommt auch den Eindruck, dass es hier vor allem Frauen sind, die zur Solidarität mit der Ukraine aufrufen. Sie sprechen bei Demos, schreiben Spendenlisten und suchen Schlafplätze für Geflüchtete. Man könnte sagen: Sie leisten Care-Arbeit in einem Krieg.

Vor dem Pilecki-Institut am Brandenburger Tor in Berlin weht am vergangenen Dienstag eine ukrainische Fahne neben einer polnischen. Das Pilecki-Institut ist ein polnisches Kultur- und Forschungszentrum. Gerade ist dort eine Ausstellung über den jüdischen Juristen und Friedensforscher Rafal Lemkin zu sehen.

Dass Frauen anders von Kriegen betroffen sind als Männer, beschäftigt die Wissenschaft schon lange

Im Erdgeschoss laufen an diesem Vormittag viele Menschen herum. Sie reden hektisch miteinander, telefonieren, tragen Tüten und Kartons rein und raus. Sie sind nicht für die Ausstellung gekommen, sie leisten von hier aus Hilfe für die Ukraine: sammeln Medikamente, Verbandsmaterial, Thermoskannen, Isomatten, Windeln. Sie beordern Busse an die ukrainische Grenze, organisieren Demos und Gespräche mit Politiker*innen. Das Pilecki-Institut hat dafür seine Räume zur Verfügung gestellt.

Es sind vor allem junge Leute zwischen 20 und 30 da. Sie tragen weiße Turnschuhe, große Kopfhörer, Hawaiihemden. Sie nennen sich „Ukrainischer Widerstand“ und stammen aus verschiedenen Initiativen von Exil-Ukrainer*innen in Berlin: ein Pfadfinderverband, ein deutsch-ukrainischer Kinoklub und Vitsche, eine neu gegründete Gruppe junger Ukrainer*innen.

Iryna ist eine von ihnen. Ihren Nachnamen will sie nicht nennen, um sich zu schützen. Eigentlich studiert sie in Frankfurt an der Oder Kultur und Geschichte Mittel- und Osteuropas. Seit fünf Jahren wohnt sie in Berlin, ihre Familie lebt noch im Zentrum der Ukraine. Im „ukrainischen Widerstand“ engagiert sie sich erst seit wenigen Tagen. „Als Putin in seiner Fernsehansprache der Ukraine ihr

Existenzrecht abgesprochen hat, konnte ich nicht länger rumsitzen“, sagt sie. Im Internet sei sie auf die Gruppe Vitsche gestoßen, seitdem sei sie dabei.

Es stimme, sagt Iryna, dass es vor allem Frauen sind, die zur Zeit für Solidarität mit der Ukraine werben. „Das liegt vielleicht daran, dass die Frauen häufiger öffentlich sprechen.“ Im ukrainischen Widerstand seien aber auch viele Männer und vor allem Queers organisiert. „Solidarität ist keine Frage von Geschlecht.“

Anastasia Danylenko aus der Ostukraine nimmt das anders wahr. In ihrer Friedensgruppe engagieren sich explizit nur Frauen. Sie seien ganz unterschiedlich aufgewachsen, erzählt Danylenko. Manche stammen aus Kiew, andere aus Dörfern in der Ostukraine. Was sie eint: Sie bauen die vom Krieg zerstörten Städte wieder auf.

Wie damals, als in einer Stadt im Donbass die Brotfabrik zerbombt wurde. „Wir wussten, diese Stadt braucht Brot. Also haben wir Frauen uns gegenseitig gezeigt, wie Brot gebacken wird“, sagt Danylenko. Viele kleine Bäckereien seien so in der Stadt entstanden. Andere Frauen aus der Westukraine hätten Frauen im Osten gezeigt, wie man einen Pizzalieferservice aufbaut und damit Geld verdient.

Die Männer hingegen säßen deprimiert zu Hause und warteten ab, ob die Bomben heute ihr Haus treffen. Oder sie kämpften an der Front. Wenn sie nach Hause kämen, würden sie als Helden gefeiert. Wie die neuen Machthaber – ebenfalls alles Männer. „Dabei haben wir Frauen die Stadt wiederbelebt“, sagt Danylenko.

Dass Frauen anders von Kriegen betroffen sind als Männer, beschäftigt die Politik und die Wissenschaft schon lange. Frauen werden häufiger Opfer von sexualisierter Gewalt, dürfen nicht abtreiben oder werden zwangsweise sterilisiert, leiden meist nicht nur psychisch, sondern auch wirtschaftlich an der Verschleppung männlicher Verwandter.

Dass Frauen aber auch als Akteurinnen in Friedensprozessen eine besondere Rolle zukommt, das haben die Vereinten Nationen vor gut 20 Jahren anerkannt. Einstimmig hat der UN-Sicherheitsrat im Jahr 2001 die Resolution 1325 „Frauen, Frieden und Sicherheit“ verabschiedet. Sie ruft die Mitgliedsstaaten auf, in Kriegs- und Krisengebieten die Rechte von Frauen zu schützen und Frauen stärker

in Friedensverhandlungen und Wiederaufbau einzubinden. Es geht dabei nicht bloß um die Frauenquote. Verschiedene Konflikte auf der Welt haben gezeigt, dass der Frieden stabiler ist, wenn Frauen an dessen Ausarbeitung beteiligt sind.

Daran glaubt auch Anastasia Danylenko. Als Feministin sieht sie sich trotzdem nicht. Viel wichtiger ist ihr: Sie sei zwar eine Frau im Kriegsgebiet, aber deswegen kein Opfer. „In der Opferposition richtet man sich ein, da rauszukommen ist nicht leicht“, sagt sie.

Zu der Podiumsdiskussion, auf der sie in Berlin spricht, werden auch zwei weitere Frauen ihrer Friedensinitiative zugeschaltet. Sie sitzen in der Ukraine. Sie schätzen die Akteure humanitäre Hilfe und die vielen Spenden, die im Rest der

Welt gesammelt werden, sagen sie. Trotzdem: Eine dauerhafte humanitäre Hilfe bediene den Krieg. Es sei ein Problem, dass die internationale Staatengemeinschaft nicht auf Prävention, sondern auf Reaktion ausgelegt sei. „Die Ukraine braucht keinen Fisch, sondern eine Angel“, sagt eine der beiden. Für einen kurzen Moment bricht ihre Verbindung ab – Bombenalarm in ihrer Stadt.

Bis wieder an Prävention gedacht werden kann, unterstützen sich die Frauen in ihrer akuten Not weiterhin. Vor wenigen Tagen habe es schwere Angriffe auf einen Ort an der russisch-ukrainischen Grenze gegeben. In einem Krankenhaus sei das Insulin ausgegangen. Zusammen haben es die Frauen geschafft, Insulin aus Russland in das Krankenhaus zu bringen.



Im Keller des Berliner Pilecki-Instituts werden Spenden für die Ukraine sortiert

FRAUEN UNTERWEGS
FRAUEN REISEN
 Vielfältige Gruppenreisen in
 Europa & Weltweit
 Telefon 030 / 215 10 22
 www.frauenunterwegs.de

Ostukraine, seit acht Jahren tobt der Krieg vor ihrer Haustür. Danylenko und eine russische Kollegin sind einen Tag nach der Invasion nach Berlin gereist, um über ihre Initiative zu sprechen. Nun sitzen sie fest. Die Rückreisen in die Ukraine und nach Russland sind momentan schwierig. Das auszuhalten, fällt ihnen sichtlich schwer. Permanent klingeln ihre Handys und zeigen Nachrichten von Familie und Freunden aus der Heimat.

Der Krieg in der Ukraine hat auf sehr brutale Weise klassische Geschlechterrollen sichtbar gemacht: Männer erschießen, Frauen kümmern sich um die Leichen. Männer ziehen an die Front, Frauen tragen ihre Kinder über die Grenze. In Talkshows und auf Zeitungsseiten erklären Männer Militärstrategien. Und hinter der ukrainischen Grenze verteilen polnische und slowakische Frauen

Mit Feminismus gut durch den Tag



Selbstbestimmte Elternschaft
 Feministische Überlegungen zu Reproduktion und Familie

Eltern sein ist sehr vielfältig und die gelebten Formen von Elternschaft und Familie ein Feld, das immer weiter in den Fokus feministischer Wissenschaft rückt. Dieses Dossier nimmt verschiedene Lebensrealitäten von (werdenden) Eltern unter die intersektionale Lupe.
gwi-boell.de/feministische-elternschaft

Gender Mediathek

Die Gender-Mediathek ist ein kollaboratives Projekt, das Dozent*innen, Trainer*innen, Multiplikator*innen und Interessierte auf der Suche nach feministischen und geschlechterbezogenen audiovisuellen Lehr- und Lernmaterialien unterstützt.

Aktueller Fokus der Mediathek ist **Black History Month**

gender-mediathek.de

HEINRICH BÖLL STIFTUNG
GUNDA WERNER INSTITUT
 Feminismus und Geschlechterdemokratie

Schumannstr. 8
 10117 Berlin
 T 030.285 34-122
 E gwi@boell.de

gwi-boell.de

facebook.com/Gunda.Werner.Institut
twitter.com/gwi_boell

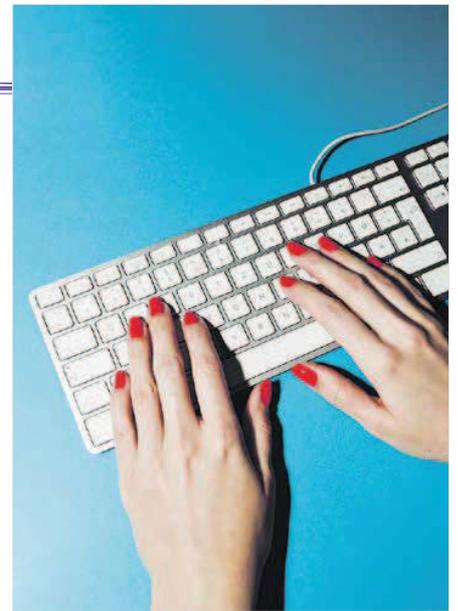
„Es bleibt ein schlüpfriger Rest“

Was meinen wir eigentlich genau, wenn wir von Care-Arbeit sprechen? Die Philosophin Cornelia Klinger über Klassenverhältnisse, Abhängigkeiten und Lebenssorge

Interview Katrin Gottschalk und Tania Martini



Skincare? Foto: Eri Grünzweil/Connected Archives



Customer Care? Foto: Mia Takahara/plainpicture

taz: Frau Klinger, seit der Pandemie sprechen wir immer wieder von einer Care-Krise. Sehen Sie diese Krise auch?

Cornelia Klinger: Pflegeaufgaben hat es immer gegeben, und diese Art von informeller Arbeit bleibt seit jeher an den Frauen hängen. Ich würde deshalb sagen, Krise war immer. **Wäre es nicht sinnvoller, von Reproduktionsarbeit anstatt von Care zu sprechen? Um Arbeitsverhältnisse nicht auszubilden?**

Ich verwende lieber den Begriff der Lebenssorge. Reproduktion wirkt wie ein Anhängsel von Produktion. Und „Re-“ wird auch leicht mit Unproduktivität in Verbindung gebracht. Der Begriff ist erklärungsbedürftig und deshalb nicht gut. Care hat ab den 1980er Jahren den Begriff der Reproduktion beiseitegeschoben. Das war zunächst einmal positiv, weil er eigenständig ist. Im englischsprachigen Umfeld ist Care alternativlos. Mir erscheint der Sorgebegriff im deutschsprachigen Raum aber vielfältiger, differenzierter und zutreffender als der zernudelte Care-Begriff, der sich in Car-Care, Skincare, Eyecare oder schlicht Customer Care ins Beliebig aufgelöst hat.

Lebenssorge statt Sorgearbeit – warum ist Ihnen genau diese Bezeichnung wichtig?

Ich möchte betonen, dass Sorge sehr viel mehr ist als Arbeit. Es ist ein Habitus, eine Haltung und Einstellung. Sorge hört auch nicht auf, wenn die Arbeit zu Ende ist. Sie sorgen sich um Sachen, die Sie nicht ändern können, die Ihnen Kummer bereiten. Wenn Sie etwa an den Begriff der Seelsorge denken, dann

ist das – ohne Kirche in Betracht zu ziehen – in etwa das, was ich mit dem Lebenssorgebegriff zum Ausdruck bringen will.

Sie unterscheiden zwischen für sich selbst sorgen und für andere sorgen. Inwiefern?

Wir kommen nicht als selbstständige, handelnde und leistungsfähige Personen auf die Welt, die sofort ans Fließband gestellt werden oder übers Fließband befehlen können. Wir bedürfen erst einmal der Sorge anderer, die sich um uns kümmern. Das Ziel der Pflege und Erziehung durch andere Menschen ist unsere Selbstständigkeit. Wenn wir die erlangt haben, haben wir Verantwortung zu übernehmen für andere, bekommen Kinder oder sind für unsere alten Menschen zuständig. Und so dreht sich gewissermaßen der Kreislauf im Leben weiter vom Versorgtwerden zum Für-sich-selbst-Sorgen, um für andere sorgen zu können, bis wir am Ende des Lebens auch wieder von anderen abhängig sein werden.

Immer mehr Menschen sprechen zwar über Care, gleichzeitig beobachten wir eine zunehmende Privatisierung von Care-Arbeit.

Seit den 2000er Jahren ist das Sorgen für alle, die nicht für sich selbst sorgen können, in den öffentlichen Fokus gerückt. Nicht zuletzt durch Veränderungen in den Versicherungssystemen ist Sorge zum Geschäft geworden. Hinzu kommt die Verwissenschaftlichung des Sorgewissens und die Technologisierung der Lebenssorge.

Haben Sie dafür ein konkretes Beispiel?

In meinem Haus gibt es eine Psychotherapiepraxis für Kin-

der. Die wird von einigen Frauen geführt, die das übernehmen, was früher in der Familie recht oder schlecht abgehandelt wurde. Damit sind einerseits Familien von diesen Pflichten entlastet, die Leistung wird quantifiziert und besser qualifiziert, aber gleichzeitig strukturiert sich die Lebensaufgabe Kindererziehung um.

Ist es das, was Sie an anderer Stelle mit der „Vercremung“ aller Wirtschaftszweige gemeint haben?

„Sorge ist sehr viel mehr als Arbeit. Sie hört auch nicht auf, wenn die Arbeit zu Ende ist“

Ja. Care-Aspekte dringen in Industrien ein, in denen wir Vermittlung brauchen. Denken Sie an Computertechnik, das kann niemand mehr alleine. Wir brauchen immer mehr erklärende, vermittelnde Instanzen. Je höher diese angesiedelt sind, desto mehr Wissen ist nötig. Die Teilung in schlecht bezahlte Hands-on-Jobs geht auf das 19. Jahrhundert zurück. Auf dem Weg in die Wissensgesellschaft wird immer mehr formales Wissen gebraucht, oft auf der Grundlage einer akademischen Ausbildung mit überprüften Qualifikationen und Abschlüssen. Sie benötigen Ingenieurwissen, technisches Know-how, um ablesen zu können, was da auf der Herz-Lungen-Maschine steht. Die Verhältnisse werden komplizierter, wenn das, was da bearbeitet wird, kein Ding ist, sondern ein anderer Mensch. Das ist ein Unterschied ums Ganze.

Einige haben von der Humanisierung und Emotionalisierung der neoliberalen Wirtschaft gesprochen, Prozesse, mit denen die Menschen in Unternehmen ihrer selbst verwandelt werden. Was heißt das für die konkrete Fürsorgearbeit, wird sie dadurch letztlich unsichtbar?

Das ist richtig. Je weiter diese Arbeit auf das Niveau von Ingenieur- oder Fachwissen gehoben wird, desto sichtbarer wird sie. Aber es bleibt ein schlüpfriger Rest im Dunkeln. Alles, was mit dem Leben von Lebewesen zu tun hat, hat jenen schlüpfrigen Rest, den die Arbeit an Dingen nicht hat. Natürlich verrotten auch Autos und Motoren stinken. Aber der Gestank von Lebewesen ist nicht nur unangenehm, sondern problematischer. Diese Ar-

beit wird ausgeblendet, weil sie mit unseren eigenen dunklen Ecken zu tun hat, mit Gebürlichkeit und Sterblichkeit, mit Generativität und Sexualität. Ich würde zur halbdunklen, informellen Lebenssorgearbeit übrigens auch Pornografie und Prostitution rechnen.

Wo kollidieren Lebenssorge als bezahlte Arbeit und Kapitalismus?

Die Frage ist, ob das Leben von Menschen profitabel gemacht werden kann. Ich glaube, da verzocken wir uns. Ja, solange die menschliche Arbeitskraft vermarktet und vermarktet wird, kann und soll auch Sorgearbeit – gut – bezahlt werden. Aber die Sache geht schief, wenn Profit zum einzigen Motiv der Lebenstätigkeit wird. Dieses Leben, das so ins Einzelne geht, und das so am Einzelnen hängt, das gepflegt und versorgt werden muss, das können wir der ökonomischen Rationalität nicht unterwerfen. Und jetzt ist die Frage: Ändern wir unsere Rationalität so, dass sie für unser Leben passt? Oder ändern wir unser Leben so, dass es in die rationalen Prozesse von Markt und Staat passt?

Es stimmt, die patriarchale Grundstruktur ist nie aufgeknackt worden. Wie würde man da denn rauskommen? Mit einem bedingungslosen Grundeinkommen in der Hoffnung, dass dann alle Menschen ihr Verhältnis zwischen Erwerbssarbeit und Lebenssorge besser austarieren können?

Diese Fragen muss ich den Ökonomen und den SozialwissenschaftlerInnen überlassen. Meine Befürchtung wäre, dass die ganzen gut gemeinten Reformen nichts ändern werden, wenn sich die Gesellschaft in ihrer Gesamtstruktur nicht verändert. Forderungen nach ein bisschen mehr Lohn – diese Vertarlichung von Arbeit hat nicht zur Veränderung von Klassenverhältnissen geführt. Solange die Logik der kapitalistischen Ökonomie und der nationalstaatlichen Rahmung nicht verändert ist, sehe ich keinen richtigen Ausweg. Die sogenannte Humanisierung des Kapitalismus durch kleine Schritte hat wenig gebracht. Die Schere gesellschaftlicher Ungleichheit geht immer weiter auf.

Selbstsorge ist in unserer Gesellschaft ausschließlich positiv konnotiert. Gibt es gewissermaßen eine Aufforderung zur Sorge?

Selbstsorge ist eine Systemerfordernis und dafür wird geworben. Bei mir um die Ecke heißt ein Fahrradladen Ego Movement. Und es gibt so viele Zeitschriften, besonders die an weibliche Kundschaft gerich-

teten, die mit dem Ich werben: Tu dir was Gutes, kauf dir dies und kauf dir das. Solange Sie kaufen können, sind Sie auf diesem Egotrip geradezu umstellt von Angeboten. Was übrigens für einen versagenden Kapitalismus spricht. Die kriegen ihre Produkte, die sie relativ leicht erzeugen, nicht mehr an Mann oder Frau. Sie werben sich zu Tode, weils nicht mehr klappt.

Einige Soziologinnen sprechen von einem sogenannten Community-Kapitalismus, um zu zeigen, wie neuerdings weniger die Einzelnen als Verkäufer ihrer selbst, sondern die zivilgesellschaftlichen Selbsthilfepotenziale adressiert werden. Unbezahlte oder schlecht bezahlte Arbeit und unentlohnte Fürsorgetätigkeiten werden nun zu Ressourcen für die Bewältigung der Reproduktionskrise.

Fast könnte ich eine Grenze auf wenige Jahre genau angeben. Nach 2010 ist das gekippt: Vom *adult worker model*, das hieß: bezahlte Arbeit für alle, zum *adult carer model*, das allen gar nicht oder geringfügig bezahlte Sorgearbeit aufbürdet. Und 2013 wurden in Deutschland die gesetzlichen Grundlagen des „Ehrenamtes“ den veränderten Zielen angepasst. Seit der Neoliberalismus in der Finanzkrise baden gegangen ist, erleben wir teilweise einen Rückschwung von der Hegemonie der Ökonomie zur Politik. Da zur „intakten Familie“ mit unbezahlter Frauenarbeit kein Weg zurückführt, muss anderswo nach Wohltätigkeit gesucht werden.

Im Herbst erscheint Ihr Buch „Die andere Seite der Liebe“ zum Thema Lebenssorge. Was ist die andere Seite?

Das Gegenteil von Liebe ist Hass. Und mit Ambivalenzen zwischen Liebe und Hass hat Sorge tatsächlich zu tun. Wenns gut geht, wird Sorge zu Liebe. Wenn es schlecht läuft, dann ist Sorge ein Verhältnis von wechselseitiger Abhängigkeit, das von allen Seiten gehasst werden kann. Ich hasse meine Mama, weil sie mir ständig vorschreibt, was ich zu tun habe, und meine Mama hasst mich, weil sie jetzt gern mal allein ausgehen würde. Eine Verwissenschaftlichung von Lebenssorgeaufgaben dämpft das ab und regelt das durch eine rationale Beziehung. Gegenüber den fast feudalen privaten Abhängigkeitsverhältnissen zwischen Geschlechtern und Generationen hat das durchaus Vorteile. Und um diese Verhältnisse und die Veränderungen, die sie gegenwärtig erfahren, geht es in dem Buch.

Die französische Philosophin Elsa Dorlin nutzt den Begriff der *dirty care*. Bei ihr ist *dirty care* eine Form von Überlebensschutz, Selbstverteidigung. Ich interessiere mich für das Verhalten von anderen und tue ihnen proaktiv Gutes, damit mir keine Gewalt widerfährt.

Ich weiß nicht, ob ich *dirty care* so eng mit Schutz vor Gewalt verbinden würde. Aber um den Tausch Schutz gegen Dienst geht es bei den traditionellen Care-Verhältnissen allemal. Das Bedürfnis von Frauen nach Schutz durch „vermögende“ Männer basierte allerdings auch auf einem Mangel an Alternativen. So denkt auch manche Frau heute – oder sollte ich sagen, heute wieder – im Sinne von *rational choice*: Lieber einen reichen Mann heiraten und einen ordentlichen Haushalt führen, in dem ich meine überwiegend weiblichen Domestiken habe, als selbst hart arbeiten zu müssen und noch mehr ausgebeutet zu werden.

Sie meinen zum Beispiel private Haushaltshilfen?

Ja, die Differenzen nach Klasse und Ethnie beziehungsweise Migration spielen in den Sorgeverhältnissen eine wichtige Rolle. Lassen Sie es mich selbstkritisch ausdrücken: Ich erinnere mich an eine Kollegin, mit der ich zusammen studiert habe. An dem Lehrstuhl, an dem wir schon lange als Studentinnen und Hilfskräfte gearbeitet hatten, wurden wir Assistentinnen. An diesem Punkt haben wir einander gefragt: Und, was ist das erste, was du dir von deinem selbst verdienten Geld kaufst? Die Antwort war übereinstimmend: eine Putzfrau.

Und Sie hatten kein schlechtes Gewissen?

Nein. *Working women don't have wives* – arbeitende Frauen haben eben keine Ehefrauen zu Hause. Individuell ist eine Putzfrau wenigstens halbwegs ein Ausweg aus der *double shift*, der doppelten Bürde von Erwerbs- und Hausarbeit, der Frauen weltweit behindert.



Cornelia Klinger ist außerplanmäßige Professorin für Philosophie an der Uni Tübingen. Sie arbeitet in den Bereichen politische Philosophie, Gender Studies, Ästhetik und Theoriesgeschichte der Moderne. Ihr Buch „Die andere Seite der Liebe“ erscheint im Herbst bei Campus.

Anzeige

Talk der grünen Bundestagsfraktion

BÜNDNIS 90 DIE GRÜNEN BUNDESTAGSFRAKTION

„Einmal Feministin, immer Feministin“

Mit Anne Spiegel, Bundesfrauenministerin und Ulla Schauws MdB, Sprecherin für Frauenpolitik

Podcast & Video verfügbar ab 8. März 17 Uhr
» gruene-bundestag.de/frauentag2022



Selfcare, um zu überleben

Unsere Autorin hat Brustkrebs und lebt allein. Warum Selbstfürsorge für sie etwas anderes bedeutet als für Gesunde – und warum Duftkerzen nicht dazugehören

Von **Kirsten Achtelik** (Text) und **Doro Zinn** (Foto)



Eine Gruppe von Freund*innen hilft bei Erledigungen und an den Tagen nach der Chemo

Im Mai vergangenen Jahres wurde mein Brustkrebs diagnostiziert. Ich war darauf nicht vorbereitet, obwohl der Knubbel, den ich abklären lassen wollte, schon ziemlich groß war. Schließlich hatte der Frauenarzt, der mich zur Mammografie überwiesen hatte, mich mit „das kann alles sein“ beruhigt. Es wurde gerade warm, und bei jeder blühenden Kastanie, an der ich vorbeikam, habe ich mich gefragt, ob ich das im nächsten Jahr noch mal erleben würde. Die Tumorbiopsie zeigte, dass der Krebs aggressiv und schnell wachsend war. Ich hatte große Angst vor Metastasen. Glücklicherweise wurden keine gefunden.

Die Behandlung einer Krebserkrankung ist langwierig, weil man zudem nicht weiß, ob schon Krebszellen abgewandert sind. Also wird die Krankheit nicht nur dort behandelt, wo der Tumor ist, sondern „systemisch“. Mutierte Zellen sollen im ganzen Körper abgetötet werden. Das bedeutet neben lokalen Operationen und Bestrahlungen oft und wie in meinem Fall monatelange Chemotherapie und jahrelange Antihormontherapie. Wenn die akute Bedrohung bekämpft ist, geht es darum, eine Wiederkehr der Krankheit zu verhindern. Weil all das dauert und die Nebenwirkungen der Behandlung oft gravierend sind, ist die „Compliance“, also die Mitarbeit der Patient*innen wichtig: sie müssen mitmachen und durchhalten. Die beste Therapie nützt nichts, wenn sie abgebrochen wird.

Selfcare bedeutet für Menschen wie mich, die eine potenziell tödliche Krankheit haben, etwas anderes als für gesunde und weitgehend beschwerdeleose Menschen. Es geht nicht um Konsum von Wohlbefinden, wie ich es neulich in einem Podcast gehört habe, es geht nicht um leckeren Tee oder Duftker-



„Es hat mich Überwindung gekostet, nach Unterstützung, Zuwendung und Nähe zu fragen. Ich hatte Angst, Freundschaften zu sehr zu belasten“

zen. Es ist auch keine Selbstoptimierung: weniger Schoki, mehr Obst; weniger Sofa, mehr Sport; weniger Serien, mehr lesen.

Für mich ist Selfcare ganz konkrete Sorgearbeit an mir selbst. Meine Bedürfnisse wahrzunehmen heißt, meine Lebensqualität und Überlebenschancen zu erhöhen. Meine Nerven zu stärken, eine Balance aus Empathie mit mir selbst und Abhärtung zu finden, um belastende Therapien, die Angst vor der Verschlechterung des eigenen Zustands und die Todesangst auszuhalten. Immer wieder die Energie aufzubringen, zu den Untersuchungen zu gehen, Informationen zu beschaffen und Unterstützung zu suchen. Das war und ist alles anstrengend. Ohne diese Arbeit an mir selbst und Care für mich selbst wäre die Erkrankung aber noch härter.

Selfcare besteht für mich also nicht aus der perfekten Mor-

genroutine – sondern darin herauszufinden, was ich brauche, danach fragen zu können und mich mit Menschen zu umgeben, die diese Bedürfnisse möglicherweise gerne erfüllen. Ich bin 43 Jahre alt und habe keine*n Partner*in und keine WG. Ich wusste nicht, was durch die Krankheit auf mich zukommen würde, wie heftig die Nebenwirkungen sein würden. Darum habe ich Freund*innen, Bekannte und friends with benefits gefragt, ob sie mich praktisch und emotional unterstützen können.

Ende Mai habe ich eine Telegram-Gruppe aufgemacht, in der knapp 40 Leute sind. Darüber habe ich bis zum Ende der Akuttherapie Ende Januar über die verschiedenen Therapieschritte informiert und auch um Hilfe gebeten bei Ämterkram oder Erledigungen. Auf die Idee bin ich gekommen, weil ich in der ersten Covid-Phase, als noch kaum etwas über das Virus bekannt war, in einer Telegram-Einkaufsgruppe für eine Freundin mit Behinderung war, die gut funktioniert hat.

Nahezu alle Krebserkrankten berichten, Bekannte hätten sich während der Krankheit von ihnen abgewandt, Freundschaften seien zerbrochen. Da das so ein verbreitetes Phänomen zu sein scheint, habe ich mir darum auch Sorgen gemacht, glücklicherweise grundlos. Woran das liegt? Genau weiß ich es nicht, aber ich war auch schon ohne Krankheit nicht die unkomplizierteste Person. Leute, die mit mir befreundet sind, erwarten nicht, dass ich den ganzen Tag fröhlich und optimistisch bin, sondern wissen, dass ich sage, wenn mir was nicht passt. Die meisten meiner Freund*innen und Bekannten sind Linke, Queers und Feminist*innen, die sich schon mal mit Behinderung, Care oder Körperpolitik beschäftigt haben. Es gab nie-

mand, der*dem ich alles von Anfang an erklären musste.

Dennoch hat es mich Überwindung gekostet, nach Unterstützung, Zuwendung und Nähe zu fragen. Ich hatte Sorge, Freundschaften zu sehr zu belasten, und dass Leute aus schlechtem Gewissen Unterstützung zusagen würden, die ihnen eigentlich zu viel ist. Darum habe ich versucht, transparent zu kommunizieren, was ich über meine Krankheit und die möglicherweise zu erwartenden Folgen der Behandlung wusste und wie es mir damit ging.

Wir haben für die Tage nach jeder Chemo Pläne gemacht, damit ich was zu essen bekomme, Gesellschaft habe, ein bisschen rauskomme und nicht jedes Mal fragen musste. Um konkret nach Unterstützung zu fragen, braucht es Energie, die ich zwischendurch nicht hatte. Wenn ich um Hilfe frage, muss ich es außerdem aushalten können, wenn Leute Nein sagen. Die Musikerin Amanda Palmer hat ein ganzes Buch darüber geschrieben: „The art of asking“. Ihre Gedanken und Geschichten haben mir geholfen, keinen Druck auf Freund*innen auszuüben und mich nicht ungemocht zu fühlen, wenn niemand Zeit für mich hatte (was aber selten vorkam).

Viele Selfcaretipps gehen davon aus, dass man eigentlich schon weiß, was einem guttut – man muss es nur noch umsetzen. So einfach ist das aber leider nicht. Oft brauche ich Schokolade statt Obst, häufig ist Lesen zu anstrengend und manchmal sorgt der Versuch, mich zu überwinden, nur dafür, dass ich mich noch schlechter fühle. Oft ist es auch eher schwierig zu wissen, wie viel wovon und wann mir guttut. Krebs, depressive Verstimmungen, Antriebsstörungen und Ängste sind ganz schön viele Faktoren.

Wenn dann noch die Pandemie und die Nebenwirkungen

der Behandlungen dazukommen, wird es immer schwerer herauszufinden, was gut sein könnte. Alleine dieser Prozess war manchmal zu anstrengend, sodass ich eben manchen Nachmittag und Abend auf dem Sofa verbrachte und Serien schaute. Das war auch okay, wenn die Erschöpfung von der Chemo kam. Von der Depression wusste ich aber, dass ich das nicht zu lange machen darf, weil sie sonst oft schlimmer wird. Also galt es, einen motivierenden Sonnenstrahl zu nutzen, alle Energie zusammenzunehmen und einen kleinen Spaziergang zu unternehmen.

Manchmal kostete es mich aber schon alle Energie, die ich aufbringen konnte, aufrecht stehen zu bleiben und mich nicht einfach auf den Boden zu legen. Damit meine ich nicht das Bedürfnis nach einem Nickerchen, sondern den Wunsch, mich einfach hinzulegen, wo ich stehe, und mich um nichts mehr kümmern zu müssen. Ich habe das sogar ein paar Mal gemacht, mich einfach auf den Boden gelegt. Aber der war hart, also habe ich mich wieder hochgekämpft. Immer wieder aufstehen, auch das ist für mich Selfcare. Und Blumen kaufe ich mir auch manchmal.

Anzeige

Was haben Feminismus und Krankenhausstreiks miteinander zu tun?

Genau hierauf wirft die Broschüre den Blick und zeigt: Gesundheit wird aktuell in Wert gesetzt – und zwar auf eine spezifische und altbekannte Weise. Zahlen, Kosten und Erlöse werden wichtiger als Bedürfnisse. Gespräche werden weggespart, für Sorgen, Ängste oder den Wunsch nach frisch gewaschenen Haaren bleibt kein Platz, für Vertrauensbeziehungen keine Zeit. Das Wegsparen von Fürsorge folgt einer männlich-kapitalistischen Logik. Die Ökonomisierung von Gesundheit führt aber zu Widerstand im Krankenhaus – zu Kämpfen für gute Arbeitsbedingungen und eine Aufwertung der Sorge.

Julia Dück und Julia Garscha (Hrsg.)

AUS SORGE KÄMPFEN

Von Krankenhausstreiks, Sicherheit von Patient*innen und guter Geburt

luxemburg beiträge Nr. 9
96 Seiten, Broschur, Februar 2022
ISSN 2749-0939



Download und Bestellung unter:
www.rosalux.de/publikation/id/45949

Weitere Publikationen unter rosalux.de

ROSA LUXEMBURG STIFTUNG



„Wir haben einen Sternenhimmel gekauft“

In Facebookgruppen erzählen Pflegekräfte von ihrem Stress, aber auch von ihrem Engagement für die Patient:innen

Von **Barbara Dribbusch** (Text) und **Katja Gendikova** (Illustration)

Pflegerkräfte tauschen sich in Facebook-Gruppen über ihren Alltag aus, etwa in der Gruppe „Wir-sind-die-Pflege“. Sie hat 74.000 Mitglieder, die in der Langzeit- und Krankenpflege arbeiten. Daraus einige Posts*.

Ganz oben auf der Themenliste steht die **UNTERBESETZUNG**. **SABINE KÖHLER**: „Morgen habe ich wieder 11 Leute zu versorgen, 11 Vollpflegen, zwei davon Pflegegrad 5, Vier mit dem Stehlift. Ich kann nicht mehr.“

VERONIKA SU: „Liebe Sabine, halte durch. Ich habe heute wieder Nachtdienst. Wir haben Noro im Haus, sind nur zu zweit für 80 Bewohner. Eins nach dem andern, mehr geht nicht.“

NATHALIE BERLIN: „Liebe Sabine, wichtig ist, dass Du Dir nach der Arbeit oder vor der Arbeit was Gutes tust, zwischen Deiner Arbeit zwei Minuten tief ein/ausatmen & Dir irgendwas mit zur Arbeit nehmen, was Du gerne trinkst, dass Du Dich darauf freust. Du musst Dir kleine Sachen aufbauen. Sieh nicht die elf Patienten, nicht das Ganze, denke einen nach dem anderen. Ich wünsche Dir viel Kraft & zwischenrind was Gutes tun nicht vergessen.“

LUTZ MÜLLER: „Drei Klienten können Dir die ganze Nacht einen Alptraum bringen. 50 Klienten, die ruhig schlafen, lassen Dich entspannt die Nacht verbringen.“

MONIKA HOCHFELD: „Nur zu zweit nachts für 100 Leute, auf fünf Stationen verteilt mit geschütztem Wohnbereich, was gibt es. Aber wer arbeitet bei ‚sowas‘ freiwillig? Der Markt schreit nach Pflegekräften. Bewerbungen schreiben! Und Kündigungsschreiben parat haben!“

CORINNE MAI: „Mein Arzt hat mich gestern stumpf für drei Wochen aus dem Verkehr gezogen. Ambulante Behandlungspflege, seit Monaten mehrere Kollegen krank, immer aufgefangen und abgepuffert, Rufbereitschaften für den Hausnotruf gemacht etc. Game over. Es gab eine Notsitzung mit Betriebsrat und Chefebene, die Klientenzahl muss reduziert werden.“

Zur Unterbesetzung gehört das Thema **EINSPRINGEN MÜSSEN IN DER FREIZEIT**. **LIESE MEHLMANN**: „Hallo liebe Kollegen, ich bin mit meinem Latein am Ende. Und zwar geht es um Dienstabdeckung. Ich hätte regulär laut Dienstplan dieses Wochenende frei. Habe für morgen schon mit einem Kollegen getauscht, da er Privates zu erledigen hat. Jetzt hat mich meine stellvertretende

Wohnbereichsleitung über Messenger angeschrieben, ich müsse wieder ins Wochenende zurück. Ich hätte dann mein viertes Wochenende hintereinander Dienst und bei einer 75-Prozent-Stelle zwölf Tage Dienst am Stück. Ich habe sie angerufen und habe gesagt, dass das nicht geht, ich hätte regulär frei, und dass ich nicht einsehe, dass ich, ohne dass ich gefragt werde, in den Frühdienst eingeplant werde an meinem Frei. Ihre Antwort ist, dass ich die Einzige bin, die Theater macht, dass die Dienste dann zusammenbrechen. Außerdem hätten meine Kollegen ja Kinder und ich nicht. Da kann ich doch wohl nichts dafür. Was soll ich tun?“

CHARLOTTE KOCH: „Der Dienstplan ist ein Dokument und genehmigt und somit ist es nicht verpflichtend, einzuspringen. Außerdem ist es eine Unverschämtheit, Dich über den Messenger anzuschreiben. Da würde ich überhaupt nicht reagieren. Schon mal was von Arbeitszeitgesetz und Arbeitsschutzgesetz gehört? Zwölf Tage, und dann muss Pause sein. Das musst Du Dir nicht gefallen lassen.“

ELFIE TALHEIMER: „Dienste müssen bis spätestens drei Tage vor dem Dienst stehen. Ein bereits geschriebener Dienstplan ist bindend, es sei denn, beide Parteien sind mit

einer Änderung einverstanden. Lass Dir keinen Bären aufbinden. Kinder ja oder nein tun dabei nichts zur Sache.“

NATALIE NO: „Messenger? Dein Ernst? Du musst im Frei nicht erreichbar sein. Und schon gar nicht entgegen des bestehenden Planes arbeiten. Und lass Deine Nummer löschen.“

In den Posts gibt es auch Schönes, etwa zum Thema **EINFÜHLUNG**.

ISA FEE: „Hallöchen und guten Tag. Hat vielleicht jemand eine Idee, wie man eine Zimmerdecke gestalten könnte für Bewohner, die den halben Tag im Bett liegen und dabei nur an die Decke starren? Die Bewohnerin kann sich aufgrund ihrer Demenz leider nicht mehr äußern und ich möchte, dass es trotzdem was Schönes gibt anstatt nur 'ne weiße Decke.“

GUNDA MAHARATI: „Wir haben uns die Biographie der Bewohner angeschaut und dann individuell die Decke gestaltet. Da hatte dann eine Bewohnerin leuchtende Tiermotive zum Bestaunen und die andere beleuchtete Teletubbies. Sie war ohne Witz ein großer Fan davon.“

SUSE LUCKWALD: „Wir haben einen Spiegel angebracht, so dass der Bewohner immer sehen konnte, wer rein kommt. Und Mobiles mit Bildern gebastelt aus früheren Zeiten oder von Reisezielen.“

JULIE FUCHS: „Einen Beamer kaufen. Dann kann man den Bewohnern auch mal Filme oder Serien anbieten.“

BEATE SÜSS: „Wir haben für zwei Bewohnerinnen, die nur im Bett liegen, einen bunt leuchtenden Sternenhimmel gekauft, der an der Decke in verschiedenen Farben und Formen leuchtet.“

MONIKA SCHULZE: „Natur, einen Ast, je nach Saison blühend über dem Bett befestigen, bei Allergierisiko einen trockenen und diesen dekorieren, vielleicht mit Federn, Luftschlangen.“

LUISE VON TANN: „Negativbeispiele sind für mich Dekorationen, die an der Wand hinter dem Kopfende hängen. Ich hab Kalenderbilder mit Motiven in DIN A 3 laminiert und unter die Decke geklebt. Je nach Biographie und Interessen lassen die sich schnell austauschen. Man kann auch großformatige Poster unter die Decke kleben. Ein Bewohner war entzückt von der mäßig verhüllten attraktiven Dame über seinem Bett.“

*Die Posts wurden von den Autor:innen zum Abdruck freigegeben, die Namen auf deren Wunsch hin geändert.

Anzeige

Himmel oder Hölle?

WAS PASSIERT, WENN MÄNNER DIE MACHT ABGEBEN



Tanja Raich
HIT

Das Paradies ist weiblich

30 ERGÄNZUNGS- UND 1000 TIPS, WIE SIE SICH BEI DER MACHT ABGEBEN

MIT BEISPIELEN VON:
ANITA RAUZYK, PANDORA HALLMAYR, LINDA GRÖBE, SONJA SCHNEIDER, TINA SCHNEIDER, GUSTAVAS KALAFI, JULIA KUMAR, NIKKI SCHNEIDER, KATHA, ANASTASIA ANASTASIOU, JOCKIE DE FRAZAR, BARBARA SCHNEIDER, TANJA RAICH, JACQUELINE WAGNER, HEIDI GARNER, TONYA SCHNEIDER, HANNE SCHNEIDER, ANKE STÄLLING, SOPHIA GIESSELICH, FRANK WINKLER, FRANK GIESSELICH

KEIN & ABER

KEIN & ABER



„Ich habe heute wieder Nachtdienst. Wir haben Noro im Haus, sind nur zu zweit für 80 Bewohner. Eins nach dem andern, mehr geht nicht“

Veronika Su

Das Recht auf Wut

Fürsorglichkeit wird gesellschaftlich verweiblicht, Wut vermännlicht. Wären Emotionen geschlechtsunabhängig, würden viele Ungerechtigkeiten enden

Von Ciani-Sophia Hoeder (Text) und Katja Gendikova (Illustration)



Wut ist eine ausgesprochen nützliche Emotion. Im Prinzip ist sie ein innerer Kompass, der zeigt, ob etwas Ungerechtes passiert. Meine eigene Empörung ist ein Warnsignal. Sie schützt mich. Menschen, die ärgerlich reagieren, werden häufig als fähiger, kompetenter und kräftiger wahrgenommen. Das erlebt Monika Odum, wenn sie als Krankenschwester ihre Wut nutzt. Odum ist 51 Jahre alt und seit über 33 Jahren „am Bett“, das heißt in der Intensivstation tätig.

Odum liebt diese vermeintlich unbeliebte Emotion: ihre Wut. Sie nutzt sie als Katalysator. Sie schluckt ihre Wut nicht herunter oder drückt sie weg, sondern wandelt sie in Energie, um Grenzen zu setzen. Beispielsweise, indem sie ihre Patient*innen vor jungen Assistenzärzt*innen schützt, sobald diese sich selbst überschätzen und ihnen schaden könnten. Und das, obwohl Odum aufgrund der Hierarchien im Krankenhaus nicht eingreifen dürfte. Das sicherte ihr den Spitznamen „Bitch der Station“.

„Dabei finde ich die Bezeichnung überhaupt nicht schlimm“, so Odum. „Ganz im Gegenteil. Wir – ein paar Kolleginnen und ich – haben sie uns erarbeitet“, sagt sie stolz. „Wut zu demonstrieren hat auch viel damit zu tun, in was für einem Setting du dich bewegst. Ich bediene mich der Stereotype der Drachenschwester. Dabei ist es mir egal, was die Leute über mich denken. Das macht mich frei“, sagt sie. Ein Drache speit Feuer, ist stark, selbstbewusst und mächtig. Dieses Bild beschert Monika Respekt und die Kraft, sich jenseits des verweiblichten Fürsorglichkeitskults zu bewegen.

Denn Fürsorge wird in der Regel als weiblich wahrgenommen. Dieser Prozess entlässt Männer aus der Verantwortung, liebevoll zu sein, und entwertet Frauen in Careberufen. Das sorgt dafür, dass Menschen, die in diesen Bereichen arbeiten und überproportional häufig weiblich sind, strukturell schlechter bezahlt werden, unter Stress leiden und eine hohe Arbeitsbelastung haben. Der perfide Gedanke ist: Frauen pflegen doch gern. So gern, dass sie das für wenig oder kein Geld

machen. Es ist ihr natürliches Verlangen. Es ist das Fundament der kapitalistischen Ökonomie. Fürsorge gibt's aufs Haus.

Aber nicht nur Fürsorglichkeit, auch Wut wird gegendert. Männer und Frauen empfinden gleichsam Wut, doch wenn eine Frau sich öffentlich ärgert, verliert sie Souveränität. Niemand nimmt sie mehr ernst.

Männer streben nach Dominanz, Frauen sorgen sich. Jedes weiblich gelesene Wesen, das sich jenseits dieser Emotionsklaviatur verhält, wird öffentlich geshamed. Angela Merkel ist super. Andrea Nahles zu viel. Nach Macht zu streben ist stark. Wenn Frauen es tun, sind sie niederträchtig. Schon in Kindheitstagen wird das Stereotyp durch die böse Hexe oder Cruella De Vil verfestigt.

Bei „Männern“ und „Frauen“ geht es nicht um den einen Mann oder die eine Frau, sondern vielmehr um die heteronormative Brille. Die kulturelle Vorstellung, wie sich beide Geschlechter zu verhalten haben. Das schließt nicht nur Menschen jenseits dieser Binarität aus, sondern ist im Prinzip der Kern des Problems. Im Patriarchat ist die ideale Frau ein sanftes Wesen, das sich um andere sorgt. Sie ist aufopferungsvoll und nie wütend. Sie ist so Zen, dass sie – obwohl sie so unfassbar viel zu tun und überhaupt keine Zeit zum Meditieren oder

zum Entspannen hat – trotzdem stets freundlich, lächelnd und ausgeglichen ist. Wenn sie es nicht ist, wird sie als zickig oder schwierig beschrieben. Sollte sie sich auch noch aufregen, wird sie hysterisch genannt.

Diese Begriffe sollen Frauen an ihren Platz in der Gesellschaft erinnern, dankbar und lieb zu sein. Das System dient zur Kontrolle von Frauen und ihres gefährlichen Potenzials. Es gibt eine tiefe kulturelle Angst vor wütenden Frauen: Wut ist eine essenzielle Emotion für politischen Protest. Monika Odum, die *Drachenschwester*, hat das verstanden und setzt es ganz konkret in ihrem beruflichen Alltag um.

Wer wütend ist, hat Macht. Wer sie nicht ausleben darf, wird kontrolliert. Allerdings ist Odum nur ein Beispiel, nicht die Regel. Die Lösung ist nicht, dass alle Frauen wütend sind und wie kleine Hulks rumpoltern. Denn wer öffentlich ausrastet, wird nicht ernst genommen. Viele Frauen können sich das nicht leisten. Es geht vielmehr um strukturellen Wandel. Eine Veränderung unseres Verständnisses von Fürsorglichkeit und Weiblichkeit sowie von Wut und Männlichkeit. Denn die Emotionen sind kein Gegensatz. Ganz im Gegenteil: in Kombination sind sie mächtig.

Das Ziel ist eine geschlechtslose Emotionswelt. Dabei ist der erste Schritt, das Problem anzuerkennen: Fürsorglichkeit wird gesellschaftlich verweiblicht, Wut vermännlicht. Beides muss vermenschlicht werden. Der zweite Schritt ist die Umsetzung. Wie werden Kindern Emotionen beigebracht? Aktuell werden Gefühle gegendert – von Eltern sowie Verwandten, in Partner*innenschaften, im Fernsehen, Film und in der Literatur. Es braucht bekräftigende Geschichten von wütenden Frauen, die stark und wirkungsvoll sind und von zärtlichen und fürsorglichen Männern, die stark und wirkungsvoll sind. Dann erst können Emotionen bewusst umgekehrt werden – damit es irgendwann selbstverständlich ist, dass Papa Oma pflegt. Wenn eine geschlechtsunabhängige und radikale Fürsorge im Zentrum unserer Gemeinschaft stünde, würden sich alle füreinander verantwortlich fühlen. Eine gemeinschaftliche Sorge.

Das würde dafür sorgen, dass Frauen wie Männer behandelt werden. Dasselbe Gehalt, denselben Anteil machtpolitischer Räume bekämen. In der Theorie ist das etwas, das viele Menschen wollen, in der Praxis klappt es nicht so recht.

Doch wären Wut und Fürsorglichkeit geschlechtsunabhängig,

würden viele Ungerechtigkeiten enden. Jede*r dürfte Grenzen setzen, ohne soziale Folgen. Auf diese Weise würden viele Personen gehört, die heute an den Rand

der Gesellschaft gedrängt werden. Wir wären empathisch miteinander, weil dieses Gefühl an kein Geschlecht geknüpft wäre. Die Gemeinschaft wäre wirklich gleichberechtigt und würde gesellschaftliche Aufgaben dementsprechend wirklich teilen. Nicht nur damit es danach aussieht – sondern weil sie es *fühlt*.



Es braucht bekräftigende Geschichten von wütenden Frauen

charta der vielfalt
UNTERZEICHNET

Mach, was wirklich zählt.
KarriereKaserne.de

ICH KÄMPFE FÜR MEIN LAND. UND GEGEN VORURTEILE.

Egal wie du bist, hier bist du richtig.

BUNDESWEHR

Ende Januar, als sich in Deutschland mehr als jeder Hundertste mit dem Coronavirus infiziert, muss Victoria Michel in Quarantäne. Sie hatte engen Kontakt zu infizierten Personen. Quarantäne heißt für die meisten Menschen: nicht rausgehen, die Nachbarn stellen Tüten mit Essen vor die Tür, eine Freundin legt vielleicht ein Buch gegen die Langeweile dazu. Vor allem bedeutet Quarantäne: rund 10 Tage keinen Kontakt, möglichst zu niemandem.

„Ha, ha“, sagt Michel trocken, als wir in dieser Zeit videochaten. Sie kann nicht einmal eine Stunde ohne direkten Kontakt bleiben. Victoria Michel, 27 Jahre alt, lebt mit 24-Stunden-Assistenz. Weil ihr Körper gerade so viel Bewegung erlaubt, um zu sprechen, essen, ein Handy und den Elektro-Rollstuhl zu bedienen, braucht sie in allen Lebensbereichen und rund um die Uhr Unterstützung. Normalerweise von einer ihrer acht Assistentinnen. Quarantäne bedeutete für Victoria Michel: für zwei Wochen zurück zu ihren Eltern ziehen, um ihre Assistentinnen vor einer möglichen Ansteckung zu schützen. Ihr Fazit: „War nötig, ist aber nicht empfehlenswert.“

Victoria Michels Geschichte ist eine Geschichte der Selbstbestimmtheit. Sie räumt auf mit dem Vorurteil, die Pflege aus Liebe wäre das Beste, was einem passieren kann. Es gibt nur ein paar tausend Menschen in Deutschland, die mit selbst organisierter 24-Stunden-Assistenz leben, bundesweite Statistiken dazu gibt es nicht. Einige mussten sich das Recht auf dieses selbstbestimmte Leben vor Gericht erstreiten. Der Weg zur 24-Stunden-Assistenz verlangt auch Menschen wie Victoria Michel einiges ab.

Es ist Mitte Februar, als ich Michel in ihrer Bochumer Wohnung persönlich treffe, seit ein paar Tagen ist sie wieder zu Hause. „Was für ein Rock!“, rutscht es mir fast als Erstes raus. Michel trägt zur schwarzen Strickjacke, den rot gefärbten Haaren und dem knallroten Lippenstift einen weiten Plisseerock in bunten Farben, die in der Sonne schillern. Er bedeckt ihre Beine und den halben Rollstuhl. Draußen zerrt der Wind an ihm. Der Rock ist wunderschön, aber vielleicht ein bisschen dünn für diese stürmischen Wintertage. Vielleicht hätten Michels Eltern ihn ihr nicht angezogen.

Kind sein
Zum Glück haben die Eltern erst das Kind bekommen und dann das Haus gebaut. 1994 wird Victoria Michel im Oberbergischen geboren. Nahe Gummersbach, in einem 200-Seelen-Dorf. Das Kind hat kaum Muskelspannung und würde nie mehr bekommen. Es wird nicht laufen und keine Treppen steigen. Ein



Körperliche Nähe und professionelle Distanz: Victoria Michel und Assistentin Alina Gerversmann in der Bochumer Innenstadt

Immer in Begleitung

Victoria Michel, 27, lebt selbstbestimmt. Mit der Hilfe von acht Assistentinnen, die sie rund um die Uhr unterstützen. Das Verhältnis zu ihnen ist „eine Art Zweckfreundschaft“, sagt sie

Aus Bochum **Manuela Heim** (Text) und **Katharina Kemme** (Foto)

Architekt, der selbst im Rollstuhl sitzt, plant das Haus barrierefrei. „Das war natürlich ein Privileg“, sagt Michel. Und meint das Haus und dass die Eltern das Geld dafür haben und deren Kampfgeist, der noch oft vonnöten sein wird. Die ersten zweieinhalb Jahre tragen die Eltern das Kind herum. „So viel zur Selbstbestimmung“, sagt Michel. Mit zweieinhalb Jahren bekommt Michel den ersten Elektro-Rollstuhl. Mit einer winzigen Sitzschale und einem Hebel, der auch den Bewegungen von Michels Fingern gehorcht. „Anderer lernten laufen, ich E-Rollstuhl fahren“, erzählt sie. Der Beginn der Autonomie. „Mit vier Jahren

habe ich dann beschlossen, dass ich nicht behindert bin.“

Michel besucht eine integrative Kindertagesstätte, in der integrativ bedeutet: Es gibt eine Gruppe für nichtbehinderte Kinder. Und eine für behinderte, in der Michel die Einzige ohne geistige Behinderung ist. „Das bedeutete zwei Jahre im Kreis fahren“, sagt sie. Das Klischee von Behinderung wird auch zu ihrem: „Das sind die, die irgendwann in einer Einrichtung verschwinden, wo sie stupide Teile zusammenstecken und den Rest des Tages an die Wand starren.“ Wenn das Behindertsein ist, „dann bin ich eben nicht behindert“, sagt sie.

Aber wie macht man das, wenn man gerade die Finger weit genug bewegen kann, um einen Strohhalm zu halten?, Stephen Hawking“, sagt Michel und meint: so schlau werden, wie es nur geht. Weil oftmals nur das in den Augen der andern zählt, wenn man im Rollstuhl sitzt.

Dass das der Weg sein musste, ist auch die Überzeugung der Eltern. Zweimal erstreiten sie einen Platz für ihre Tochter im Regelschulsystem. In der Grundschule im Nachbardorf geht es noch gut. „da kannten mich alle schon.“ Im Gymnasium in Gummersbach erdrückt der Leistungsanspruch das kämpfende Kind. Die Jugendliche bekommt psychische Probleme.

„Ab 14 war es einfach nur Scheiße“, sagt Michel. Aber immerhin habe sie gelernt, sich effizient für ihre Bedürfnisse

waschen, mit Nahrung versorgt, gecremt, bekleidet. Sie machen es gut, sie wollen das Beste für die einzige Tochter. Aber es ist ihr Leben und ihr Alltag, in den sie die Wünsche und Träume von Victoria Michel integrieren. Der Alltag ist ein Kompromiss, aber großartige Freiheiten kann er nicht bieten.

Als die erwachsene Victoria Michel vor Kurzem für die Quarantäne wieder zu Hause einzog, waren all die altbekannten Muster wieder da. „Ich bin inzwischen 27 Jahre alt und dann manchmal gefühlt wieder 5“, sagt Victoria Michel. Aus Liebe nehmen die Eltern jede Ansteckungsgefahr in Kauf. Aber am Ende sind beide Seiten, Michel und ihre Eltern, froh, als die Zeit der elterlichen Pflege wieder vorbei ist.

Damals, nach dem Abi, war der Schritt weg von den Eltern ein riesengroßer. Mit 19 zieht Michel aus dem barrierefreien Haus bei Gummersbach in ein Bochumer Studentenwohnheim. Hier beginnt ihr Leben mit Assistenz. „Und meine richtige Pubertät“, sagt sie. „Diese ganzen Fragen, wer bin ich eigentlich und wo will ich hin, soweit sich das überhaupt beantworten lässt. Ihr wisst schon, was ich meine, das war dann überhaupt erst möglich.“

Erwachsen werden

Victoria Michel braucht jemanden, der rund um die Uhr da ist. Weil sie sich verschlucken und dann sterben kann. Weil sie auf bestimmte Weise gelagert und geduscht werden muss. Weil jemand da sein muss, der ihr das Essen reicht, den Fernseher anmacht, sie in die Uni fährt oder ins Café, ihr den Schal umlegt und jede einzelne Tür öffnet, durch die sie fahren will. „Ich wusste selbst nicht, wie das funktionieren soll, schließlich haben sich meine Eltern das ganze Wissen 19 Jahre lang angeeignet.“ Die beiden Menschen, denen sie blind vertrauen konnte, die sie aus Liebe pflegten, waren nun anderthalb Autostunden entfernt. Dafür sollten Fremde übernehmen, die sich in 24-Stunden-Schichten abwechseln.

Doch bereits die Assistentin, die den ersten Dienst bei Victoria Michel antritt, ist ein Glücksgriff. Sie ist wie fast alle Assistentinnen keine ausgebildete Pflegekraft, aber sie fragt einfach die, die es am besten weiß, die Expertin für ihre Bedürfnisse: Victoria Michel selbst. „Das musste ich ja erst einmal begreifen, dass ich jetzt alles entscheiden kann.“

Für Michel beginnt die Zeit, in der sie lernt, höflich, aber bestimmt zu sagen, was sie will. „Am Anfang habe ich fünfmal überlegt, ob ich das jetzt wirklich verlangen kann.“ Es dauert, bis sie ihr Team so zusammenhat, dass es für sie passt.

Denn es gibt Bewerberinnen, „die bringen alle Klischees mit, die über behinderte Menschen und Assistenz existieren“, sagt Michel. Endlich einem arm behinderten Menschen helfen, einen Sinn in seinem Leben zu finden. Und dabei als Assistentin vor allem eine chille Zeit haben. Immer wieder diese Idee von den „ziemlich besten Freunden“ – gespeist aus einem sehr erfolgreichen französischen Film, in dem ein junger Typ einem weitgehend bewegungsunfähigen Mann zeigt, wie man mal richtig Spaß hat. „Da könnte ich schreien“, sagt Victoria Michel. Sie lasse sich zwar gern mal mitreißen von der Idee einer Assistentin. „Mich muss aber niemand die ganze Zeit bespaßen, das kann ich schon alleine.“

Was ist es dann, diese Assistenz? Wie viel Fremdheit, wie viel Intimität? „Es bleibt eine Art

Zweckfreundschaft“, sagt Victoria Michel. Ihre Assistentinnen wissen alles über sie, weil sie immer da sind. Und sie weiß viel über ihre Assistentinnen, weil ihr das wichtig ist. Wenn Michel plant, ins Kino zu gehen oder ins Konzert, zu Hause zu backen oder zu kochen, dann überlegt sie, mit welcher Assistentin das am meisten Spaß macht. „Mit manchen könnte ich 24 Stunden durchquatschen“, sagt Michel. Mit denen, die lange da sind, ist es manchmal wie bei einem alten Ehepaar. „Dann ist es vielleicht auch Zeit, sich wieder zu trennen.“ Und wenn das Dienstverhältnis beendet ist, ist es beendet. „Da mache ich mir keine Illusionen.“

Die Assistentin

Acht Jahre nach ihrem Auszug sitzen wir an Michels Küchentisch. Zu dritt. Heute hat Alina Gerversmann Dienst. „Bringst du mir bitte etwas zu trinken und legst meine Hand etwas näher?“, sagt Victoria Michel. „Ist es so gut?“, fragt Gerversmann. Sie fragt viel. Ob sie Victoria den Schal umlegen soll, bevor wir raus in Richtung Markt gehen. Ob sie ihr die Maske aufsetzen soll, als wir die volle Fußgängerzone erreichen. Ob sie das Portemonnaie rausnehmen darf, als Victoria am Gemüsestand Paprika und Kiwi kauft. Ob sie den Rock etwas unter die Seiten klemmen soll, weil er so im Wind flattert. Ob Victoria Angst um den knallroten Lippenstift hat, wenn sie an der Maske rückt. „Der wird’s überleben“, sagt Victoria Michel.

Alina Gerversmann ist 29 Jahre alt und seit vier Monaten eine von Michels Assistentinnen. Zuvor hat sie jahrelang immer wieder als Pflegehelferin in einem Behindertenheim gearbeitet. „Da waren wir ja eigentlich auch dafür da, den Willen der Bewohner umzusetzen“. Aber tatsächlich, und das sagt Gerversmann mit viel Resignation, habe sie nur dem System gedient. Einem System, in dem der Kostendruck dazu führe, „dass ich schon die intimsten Stellen einer Person gewaschen habe, bevor ich überhaupt ein Gespräch mit ihr führen konnte.“

Doch „jetzt bin ich hier, um Victoria ihr Leben zu ermöglichen“, sagt Gerversmann. Deshalb frage sie so viel. Gerversmann arbeitet in einer Vollzeitstelle in fünf bis sechs 24-Stunden-Diensten im Monat. Mit zwei kleinen Kindern zu Hause lässt sich auch das besser vereinbaren als die wechselnden Schichten in der Einrichtung.

Die Welt da draußen

„Meine Assistentinnen gehen mir seltenst auf den Sack“, sagt Victoria Michel, „die Welt da draußen schon.“ Einmal wollte sie einen guten Lippenstift in einer Parfümerie kaufen – so einen, der auch die Masken überleben. „Diesen hätte ich gern“, sagte sie zu der Verkäuferin. „Sie weiß aber schon, dass der 25 Euro kostet?“, sagt die Verkäuferin zu der Assistentin. Es gibt viele solcher Begebenheiten. Immer wieder die Situation, dass Menschen denken, die Assistentin wäre eine Verwandte. Dieser Blick, wenn Michel selbst auf eine Frage an die Assistentin antwortet: „Oh mein Gott, es kann sprechen“, erzählt sie.

Ein abgeklärter Humor liegt in den Worten der 27-Jährigen, die ihre Assistenz inzwischen im Arbeitgebermodell organisiert. Sie hat gelernt, ein Kleinunternehmen mit acht Angestellten zu führen. Nach ihrem Studium will sie als Lobbyistin für Menschen mit Behinderung arbeiten und ist entschlossen: „Ich will helfen, das System zu verändern.“



„Andere lernten laufen, ich lernte mit zwei Jahren Rolli fahren. Mit vier habe ich beschlossen, dass ich nicht behindert bin“

Victoria Michel

HEINRICH BÖLL STIFTUNG

Gesine Agena, Patricia Hecht, Dinah Riese

Selbstbestimmt
Für reproduktive Rechte

Buchvorstellung 15. März, 19.30 Uhr in der Heinrich-Böll-Stiftung und online

Eine Frau entscheidet selbst, ob, wann, wie viele und mit wem sie Kinder bekommen will. Das gilt auf dem Papier – doch es ist noch lange nicht Realität. Zwangssterilisationen, Schwangerschaftsabbrüche, Zugang zu Verhütungsmitteln, Müttersterblichkeit unter der Geburt – all das hängt damit zusammen, wie das Recht auf den eigenen Körper ausformuliert und umgesetzt wird.

208 S., Klappenbrochur, 22 € ISBN 978-3-8031-3715-9

Heinrich-Böll-Stiftung buchversand@boell.de boell.de/publikationen